# Internationales Alfred-Döblin-Kolloquium Saarbrücken 2009

Im Banne von Verdun.
Literatur und Publizistik im deutschen Südwesten zum Ersten Weltkrieg
von Alfred Döblin und seinen Zeitgenossen

**Jahrbuch für Internationale Germanistik**
**Reihe A – Band 101**

Peter Lang

Der Erste Weltkrieg ist eines der wichtigsten Themen der deutschsprachigen Literatur des 20. Jahrhunderts. Jahrzehntelang beschäftigte er Schriftsteller, Journalisten, Drehbuchautoren und Publizisten. Von besonderem Interesse ist die künstlerische und publizistische Auseinandersetzung mit dem ‚Mythos Verdun', der das sinnlose Hinschlachten ganzer Legionen im beinahe bewegungslosen Stellungskampf an der Westfront versinnbildlicht. In den Beiträgen dieses Bandes werden die verschiedensten Formen von Beschäftigung mit diesem Mythos während des Kriegs und kurz danach untersucht. Im Zentrum stehen Schriftsteller, die sich im deutschen Südwesten aufgehalten und gearbeitet bzw. in unterschiedlichen Funktionen gedient haben. Alfred Döblin, als Militärarzt in Saargemünd stationiert, spielt dabei eine besondere Rolle. Aber auch die Blickwinkel weiterer bekannter oder weitgehend vergessener Autoren auf die Kriegsgeschehnisse werden detailliert im historischen Kontext analysiert. Hinzu kommen kulturgeschichtliche Beiträge, etwa zum wilhelminischen Kriegsspielzeug oder zu Kriegsliedern der Zeit. Der Band dokumentiert die Ergebnisse des Internationalen Alfred-Döblin-Kolloquiums an der Universität des Saarlandes im Juni 2009.

ISBN 978-3-0351-0005-1

Internationales Alfred-Döblin-Kolloquium
Saarbrücken 2009

# Jahrbuch
# für
# Internationale Germanistik

Reihe A • Kongressberichte
Band 101

PETER LANG
Bern · Berlin · Bruxelles · Frankfurt am Main · New York · Oxford · Wien

# Internationales Alfred-Döblin-Kolloquium Saarbrücken 2009

## Im Banne von Verdun. Literatur und Publizistik im deutschen Südwesten zum Ersten Weltkrieg von Alfred Döblin und seinen Zeitgenossen

Herausgegeben von
Ralf Georg Bogner

PETER LANG
Bern · Berlin · Bruxelles · Frankfurt am Main · New York · Oxford · Wien

**Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek**
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über ‹http://dnb.d-nb.de› abrufbar.

Der Herausgeber dankt der Fritz Thyssen Stiftung für Wissenschaftsförderung sehr herzlich für die großzügige finanzielle Unterstützung der Tagung „Im Banne von Verdun“ in Saarbrücken im Juni 2009.

ISSN 0171-8320
ISBN 978-3-0351-0005-1

© Peter Lang AG, Internationaler Verlag der Wissenschaften, Bern 2010
Hochfeldstrasse 32, CH-3012 Bern
info@peterlang.com, www.peterlang.com, www.peterlang.net

Alle Rechte vorbehalten.
Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

## Inhaltsverzeichnis

Danksagung ……..… 9

Der Erste Weltkrieg und die Autoren im deutsch-französischen Grenzraum
Von Günter Scholdt …… 11

Döblins Gedächtnistexte. Der Erste Weltkrieg im Spiegel seiner literarischen Produktion 1914/1915. Mit einer Edition des ‚Bauernkriegroman'-Fragments
Von Gabriele Sander ……..…… 39

„im unirdischen unterirdischen Getobe eine Bewegung unbezwingbar nach vorwärts". Döblins literarische Kriegsschauplätze zwischen kulturrevolutionärer Erwartung und Trauma
Von Susanne Komfort-Hein ……...… 57

„Der alte Gott lebt doch, lebt auch im Kriege noch". Katholische Kriegstheologie und lyrische Seelsorge im Werk von Ernst Thrasolt (1878–1945)
Von Bernhard Walcher ……...… 77

„In Wolken über Sacré Cœur...Paris". Visionen vom und Visionen am Kriegsschauplatz in literarischen Auseinandersetzungen mit der (West-)Front
Von Misia Sophia Doms …… 99

Zwischen Simulation und Realität. Kriegsspielzeug in der Weltkriegsliteratur
Von Dominik Schmitt …...…… 131

Döblins desillusionierte Geschichtsphilosophie (1914–1929) Bemerkungen zur Systematisierung des kultur- und literarhistorischen Befunds
Von Thomas Borgard ……..…….…… 149

Spuren des Ersten Weltkriegs in Alfred Döblins Feuilletons der 1920er Jahre
Von Liselotte Grevel …… 159

Materialschlacht. Der Krieg in Alfred Döblins Roman *Wallenstein*
Von Reiner Niehoff ..... 177

Macht und Ohnmacht der Worte. René Schickeles pazifistische Buchreihe *Europäische Bibliothek*
Von Julia Bohnengel ..... 197

Mädchenjahre im Krieg. Else Ury, Elisabeth Langgässer, Ilse Langner
Von Karlheinz Müller ..... 215

Gustav Regler und der Erste Weltkrieg
Von Hermann Gätje ..... 239

„Vor Verdun". Zur Konstitution und Funktionalisierung eines ‚mythischen' Orts
Von Ulrich Fröschle ..... 255

Wahrhaftiges Erzählen als gemeinschaftsstiftendes Handeln. Ernst Glaesers Roman *Jahrgang 1902*
Von Christian Klein ..... 277

„Ich will den Krieg singen, wie ich ihn erlebt habe." Die literarische Verarbeitung der Kriegserfahrung in Oskar Wöhrles Sammlung *Querschläger* (1929)
Von Sabine Schu ..... 299

Erlebte und gedeutete Geschichte. Der Erste Weltkrieg im Werk von Karl Christian Müller
Von Torsten Mergen ..... 329

Wozu kann Verdun erziehen? Arnold Zweigs *Erziehung vor Verdun* als Roman des Exils und als Stück einer lebenslangen Auseinandersetzung
Von Wulf Köpke ..... 351

Die Metaphern für Geschichte in Alfred Döblins Geschichtsepos *November 1918*
Von Adriana Cuteriu ..... 371

„*Which* Great War?" Alfred Döblin, der Romancier James Hilton und der Propagandafilm *Random Harvest*
Von Stefan Keppler-Tasaki ..... 381

Carl Zuckmayers Selbstzensur seiner Autobiographie *Als wär's ein Stück von mir* im Kontext der geschichtspolitischen Instrumentalisierung des Ersten Weltkriegs
Von Gunther Nickel ..... 401

Bibliographie der Neuerscheinungen zum Werk Alfred Döblins
Von Gabriele Sander ..... 413

Personenregister ..... 423

## Danksagung

Der vorliegende Band dokumentiert die Ergebnisse der internationalen Tagung gleichen Titels, welche von 18. bis 20. Juni 2009 an der Universität des Saarlandes stattfand. Die Tagung wäre nicht möglich gewesen ohne die freundliche und tatkräftige Unterstützung zahlreicher Personen und Institutionen, denen hiermit bestens gedankt werden soll: Die Fritz-Thyssen-Stiftung (Köln) finanzierte durch einen namhaften Betrag die Einladung zahlreicher auswärtiger Referentinnen und Referenten; diese wiederum selbst lieferten gemeinsam mit den Vortragenden aus dem Saarland durch ihre spannenden Beiträge die wissenschaftliche Grundlage der anregenden und weiterführenden Diskussionen; bereichert wurde die Tagung zudem durch die kritischen Wortmeldungen der Studierenden aus den Seminaren „Im Banne von Verdun“ und „Die Verarbeitung des Ersten Weltkriegs in der Literatur des deutschen Südwestens“; die Organisation der Tagung wurde wesentlich getragen durch Frau Dr. Julia Bohnengel und Frau Gabriele Thielen; wertvolle Unterstützung, gerade bei der Gewinnung von Vortragenden, lieferten als Kooperationspartner die Internationale Alfred Döblin-Gesellschaft, insbesondere Frau Dr. Gabriele Sander, und das Literaturarchiv Saar-Lor-Lux-Elsass, vor allem sein Leiter Herr Prof. Dr. Günter Scholdt; das Archiv stellte auch die Räumlichkeiten für den ersten Tagungstag zur Verfügung, während wir unsere Verhandlungen am zweiten und dritten Tag in den Räumen des Zentrums für Sprachforschung und Sprachtechnologie der Universität des Saarlandes fortführen durften; wertvolle organisatorische Unterstützung während der Tagung leisteten Frau stud. phil. Michaela Bäumchen, Frau stud. phil. Stephanie Blum, Frau stud. phil. Britta Fichter, Frau Michaela Kakuk M.A., Herr stud. phil. Philipp Sammel und Herr Dominik Schmitt M.A.; Frau Prof. Dr. Sabina Becker war für die Gestaltung und Durchführung der Exkursion nach Sarreguemines unverzichtbar.

Auch Redaktion und Drucklegung des Bandes hätten ohne die dankenswerte Hilfe etlicher Personen nicht realisiert werden können: Die Fritz-Thyssen-Stiftung (Köln) unterstützte durch einen Zuschuss die Layout-Arbeiten; Frau stud. phil. Britta Fichter, Frau stud. phil. Ina Kroker, Frau stud. phil. Katharina Weiß und Herr stud. phil. Kai Zimmermann halfen bei der Redaktion und Registererstellung mit; Herr Jens Kretschmer B.A. gab dem Layout den letzten Schliff; Herr Prof. Dr. Hans-Gert Roloff befürwortete die Aufnahme dieser Tagungsakten in das *Jahrbuch für Internationale Germanistik,* und der Peter Lang Verlag folgte diesem Vorschlag.

Allen Genannten nochmals herzlichen Dank!

Saarbrücken, zu Weihnachten 2009 RGB

# Der Erste Weltkrieg und die Autoren im deutsch-französischen Grenzraum

*Günter Scholdt*

## *Grundsätzliche Haltungen und Absichten*

Der folgende knappe Überblick beschränkt sich auf etwa zwei Dutzend repräsentative Schriftsteller und Schriftstellerinnen im deutsch-französischen Grenzraum, die sich mit dem Ersten Weltkrieg auseinandergesetzt haben. Sie alle haben ihn bzw. seine Auswirkungen noch persönlich und nicht nur vom Hörensagen erlebt. Ihre Eindrücke mündeten in spontane Niederschriften wie etwa Tagebücher oder mit Abstand formulierte publizistische bzw. belletristische Werke, wobei nicht selten spätere Einsichten und Wertungen einkomponiert wurden. Dies gilt geradezu dominierend für die nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs verfassten Texte, die hier unberücksichtigt bleiben. Mir scheint dies verschmerzbar, da sich die rückschauenden Urteile unter dem Eindruck der nochmals gesteigerten Schrecken als weitgehend uniform und damit heuristisch weniger ergiebig erweisen.

Noch ein Wort zu den behandelten Autoren: Ihre Namen hatten in der zeitgenössischen (regionalen) literarischen Szenerie durchweg Klang und Bedeutung; nicht wenige ihrer Texte waren seinerzeit Bestseller.[1] Wenn die meisten von ihnen der heutigen Germanistik zunehmend fremd geworden sind, spricht dies weniger gegen ihre Qualität als gegen die Auswahlkriterien vieler Literaturgeschichten. Exemplarisch ließe sich dies bei Adrienne Thomas' *Die Katrin wird Soldat* oder Oskar Wöhrles *Querschläger* zeigen, zwei beachtlichen Erzählwerken, denen im Rahmen der Weimarer Antikriegsliteratur ein ähnlicher literarischer Stellenwert zukommt wie vielen der üblicherweise Genannten.[2]

1 Das gilt z. B. für Werke von Mungenast, Adrienne Thomas, P. C. Ettighoffer und Polly Maria Höflers *André und Ursula*, die Hunderttausender-Auflagen verzeichneten. Auch eines der bedeutendsten expressionistischen Dramen, Schickeles *Hans im Schnakenloch*, wurde mit großem Erfolg in Frankfurt, Berlin (fast 100 Vorstellungen), Wien und Zürich aufgeführt.

2 Im Rahmen der Buchreihe *Sammlung Bücherturm* sind sie seit kurzem per Neuedition wieder zugänglich: Morand Claden/Eduard Reinacher/Oskar Wöhrle: Das-Drei-Elsässer-Buch. St. Ingbert 2007; Adrienne Thomas: Die Katrin wird Soldat und Anderes aus Lothringen. St. Ingbert 2008.

Die Gattungen, deren sie sich bedienten, sind vielfältig: vom Tagebuch über das Flugblatt bis zum Gedicht, von der Polemik bis zum Drama, Roman oder Essay. Konventionelles Erzählen oder populäre Gebrauchsformen sind ebenso vertreten wie avantgardistische Techniken, in denen z. B. surrealistische Traumprotokolle auftauchen. Auch die Themenpalette ist breit, angefangen mit der Schilderung alltäglicher Kampfhandlungen wie etwa in P. C. Ettighoffers Roman *Gespenster am Toten Mann*, der das Ausgeliefertsein des Soldaten im Grabenkrieg unter mechanistische Zwänge drastisch veranschaulicht. Das folgende Textbeispiel zeigt die letzten Minuten vor einem Sturmangriff, der im Übrigen später durch eine Gegenattacke mit reziprokem Geländegewinn gekontert wird.

> So, nun liegen wir in Sturmstellung. […]
> „Mit A-Zeit beginnt das Störungsfeuer auf die feindlichen Anmarschwege und Batterien. Diese A-Zeit dauert zwei Stunden und wird von der B-Zeit abgelöst. Diese B-Zeit dauert auch zwei Stunden. Die feindlichen Reservestellungen und Batterien werden unter Feuer genommen. Gegen Ende der B-Zeit steigert sich unser Artilleriefeuer zum Trommeln. Dann kommt die C-Zeit, dauert aber nur fünfzehn Minuten. Die Gräben werden beschossen und die feindliche Stellung sturmreif gemacht. Nach dem folgt die fünfzehn Minuten dauernde D-Zeit mit rasendem Feuer aus allen Schlünden. Minen werden auf die feindlichen Linien geschleudert und mit dem Ende dieser fünfzehn Minuten ist X-Zeit oder Sturm."
> […]
> Auf was warten wir? Lächerlich, wir werden gleich sehen, daß alles Unfug ist, daß bestimmt ein Gegenbefehl kommt. Abwarten, es kommt bestimmt ein Gegenbefehl. Schlimmstenfalls werden wir die Leute hier im Graben ablösen müssen. Und werden dann nach sechs, zwölf oder zwanzig Tagen wieder halbverhungert den Grenadierweg hinabwanken, zur Orneschlucht.
> Hin und wieder erhebt sich einer ganz langsam, sucht sich im Nachbarloch einen guten Bekannten oder einen Landsmann. Überall leises Geflüster. Das grelle Magnesiumlicht der Leuchtkugeln tanzt auf dem Gelände. Hart und zackig gleiten die Schatten der Trichterränder über unsere Stahlhelme und liegenden Körper. Dann ist gleich wieder eine tiefe Dunkelheit, trotz des Vollmondlichtes, weil unsere Augen geblendet sind.
> Keine drei Meter von mir liegt der Vize auf dem Rücken und betrachtet die Vollmondscheibe. So sieht ein Gefallener aus. Alle paar Minuten muß einer austreten. Die besonders fette Großkampfverpflegung der letzten Tage können unsere kranken Därme nicht vertragen.
> Melder vom Regiment schleichen heran, quetschen sich zwischen uns hindurch, suchen den Kompanieführer. […]
> „Rechts und links durchgeben, aber leise, X-Zeit oder Sturm ist um 5.30 Uhr!"
> Die Minuten rinnen langsam, wie schwere Wassertropfen, nachts, rinnen zwischen den Stollenbrettern eines undichten Unterstandes hindurch. Mit unerbittlicher Regelmäßigkeit sickert der Tropfen herab, auf deine Pritsche, auf dein Gesicht, auf deine Brust, deine Hände, immer und immer. Du bist wehrlos und

ohne Erbitterung, weil es so sein muß. Nichts kann die sickernden Tropfen aufhalten, nichts die rinnenden Minuten der A-Zeit. Grausam, langsam vergehen die Minuten. Du möchtest sie fließen lassen, ungestüm, weil es doch scheinbar keinen Zweck hat, sie aufhalten zu wollen, und nach jedem Blick auf das Leuchtzifferblatt der billigen Uhr staunst du über die wiederum vergangene, zerronnene Zeit.
Macht ein Ende mit diesen Zeiten, ein Ende mit dem Mißbrauch unserer Nerven! Schnell heran und gestürmt, aber nicht dieses Warten, dieses fürchterliche und quälende Warten!
Da wird mein Nachdenken jäh unterbrochen, denn wie rasende D-Züge sausen plötzlich mehrere schwere Granaten ins feindliche Hinterland. Jäh wölbt sich die Wand der jagenden Geschosse, steigt über uns empor, senkt sich knirschend in Schluchten, Wälder und Anmarschwege der feindlichen Hinterfront. Die A-Zeit hat begonnen. […] Das Verhängnis nimmt seinen vorausbestimmten Lauf. Wir können es nicht mehr aufhalten. […]
Kurz vor drei Uhr flaut das Feuer langsam ab. Die Geschütze werden auf andere Ziele gerichtet und hu-u-i-i - - hu-u-i-i! da kommen sie schon, viel niedriger, scheinbar viel rascher, viel wütender. Die Abschüsse sind nur noch dumpf und weit entfernt zu hören, treten ganz zurück hinter dem kurzen, wütenden Sausen der Eisenklötze. Zwei, drei Sekunden später erfolgt der Einschlag. Das Feuer gilt den feindlichen Reservegräben, Maschinengewehrnestern und Anmarschwegen.
Alle Gedanken laufen durcheinander, werden irr und dunkel. Immer seltener werden die Lichtblicke, die Sekunden des vernünftigen Denkens und Verstehens, daß es in weniger als hundert Minuten an den Feind gehen muß, daß mit jedem Vorrücken des Leuchtzeigers auf dem Leuchtzifferblatt der Augenblick des Kampfes unwiderstehlich näherkommt. […]
Das Jagen der Granaten wird immer dichter und heftiger. Zögernd beginnt das Trommeln. Abschüsse und Einschläge verwischen sich zu einem tiefen Brummen, und über unsern Köpfen ist es ein einziges, langgezogenes Geheul der vorbeiflitzenden Geschosse. Gegen Ende der B-Zeit gehen dicht hinter uns einige Munitionshaufen der Minenwerferkompanie in die Luft. Die feindliche Abwehr nimmt ständig zu. Die Bataillone rechts von uns, hauptsächlich zwischen Chaume-Wald und Höhe 304, liegen schon im schwersten Vernichtungsfeuer, denn eine größere Entfernung von der französischen Linie gestattet dort der gegnerischen Artillerie, ohne Gefährdung der eigenen Leute die deutschen Sturmtruppen niederzuhämmern. Wir sind ja knapp fünfzig Meter vom Franzmann und daher verhältnismäßig sicher vor größerer Beschießung. Aber Gottes Erbarmen für die Meldegänger oder Munitionsträger, die jetzt durch die Orneschlucht oder über den Grenadierweg müssen!
Fünf Uhr! Im Osten, über der fernen Heimat, steigt siegreich die Sonne empor. Wir haben sie also doch noch gesehen. Morgenrot! Morgenrot! Mit der Helligkeit wachsen uns wieder Mut und Selbstvertrauen.
Der Vize liegt auf dem Bauch, hat die Arme auf der niedrigen Grabenböschung und beobachtet vorsichtig durch das Glas. Durchforscht das dampfende Vorgelände.

Manchmal heulen Salven knapp über unsere Köpfe hinweg, gehen kaum zwanzig Meter vor uns in den Boden. Steine und harte Schollen prasseln auf uns herab. Der Geschoßqualm wird immer dichter, verdeckt die emporsteigende Sonne. Wir sind blutleer im Gehirn, haben keine Gedanken mehr, keinen eigenen Willen.
5.15 Uhr!
„Fertigmachen!“
Kientz hat sich erhoben, steckt das Glas ein, nimmt seinen Stahlhelm vom Kopf, trocknet sich die Stirn mit dem Rockärmel. Setzt den Helm auf. Zieht den Kinnriemen an. […]
„Seitengewehr pflanzt auf!“ schreit der Vize nach rechts und nach links. […]
„Los, erster Zug folgen in den Sappenkopf!“ […]
Wir gehen gebückt. […] Mann an Mann, folgt der Stoßtrupp. Ganz zuletzt kommen die Sanitätsgefreiten Willems und Voß mit gutgepackten Verbandtaschen und einer zusammenklappbaren Bahre.
Der Sappenkopf soll nur fünfzehn Meter vom feindlichen Kampfgraben entfernt sein. Wir kauern in diesem schmutzigen Graben, den man früher mal als Latrine benutzt hat.
Es ist 5.21 Uhr.
Das Trommelfeuer rast.
Knapp über uns hinweg brausen die schweren Steilfeuergeschosse, heulen die leichten Feldgranaten. Schwefeliger Qualm kriecht in Mannshöhe dahin, benimmt uns den Atem, verfinstert die Sonne. Rabenschwarze Nacht ist es plötzlich um uns. Die Hölle um Verdun ist los! Die Hölle – –!
Dazwischen reißen dunkelrote Stichflammen die schwarze Qualmwand in Fetzen.
Raketen schnellen empor.
Es ist nur noch ein einziges Brodeln, ein Malmen und Beben.
Kurzschüsse prasseln rechts von uns in die eigenen Linien. Manchmal ein Schrei, langgezogen, fürchterlich, ersterbend im Rasen der Schlacht.
Erde zittert.
Lungen keuchen nach frischer Luft.
Heiße Stichflammen berstender Granaten lecken über gebückte Rücken, versengen Uniformen. Hierhin und dorthin wirft einen der Luftdruck.
Ein Ende! Ein Ende!
Minen steigen wie Feuerwerk empor, wuchten dumpf ihre Doppelzentner ins wankende Gelände vor uns. Wir spüren bei jedem Einschlag einen körperlichen Schmerz, einen Druck im Gehirn, einen Schlag unter der Fußsohle.
Keine Gedanken mehr. – Alles ist wirr im Kopf. – Raserei erfaßt uns. – Werden trunken vom Titanenlärm. – Kein Gefühl mehr im Körper. – Nichts mehr. – Alles erstarrt. – Glieder sind bleischwer. Man lebt und denkt nicht mehr an den Tod, an gar nichts. Und in der Brust nur einen Drang, eine Lust, endlich Schluß zu machen.
Schluß! Schluß! Schluß!
Da zischt, wie ein gewaltiges Ausrufezeichen, die rote Signalrakete kerzengerade hinter uns empor, erhebt sich hoch über die Qualmdecke.

X-Zeit! 5.30 Uhr!
Sturm![3]

Daneben finden sich Darstellungen aus der Perspektive der Heimat-‚Front' (Adrienne Thomas, Maria Croon) ebenso wie Szenen aus der Gefangenschaft (P. C. Ettighoffer: *Feldgrau schafft Dividende*) oder dem Lazarett (Adrienne Thomas: *Die Katrin wird Soldat*) als eigentlicher Essenz des Krieges, wie es Erich Maria Remarque[4] verstand. Ein weiterer Großkomplex betrifft den Waffenstillstand sowie Versailles und dessen territoriale Folgen als Menetekel eines Friedensvertrags, der diesen Namen nicht verdiente.

Welche Haltung zum Krieg nahm nun die von uns betrachtete Autorengruppe ein? Von welchen Darstellungsabsichten ließ sie sich leiten? Zunächst einmal findet sich auch bei ihr die ganze Skala an Deutungen wie Haltungen zum Krieg, die das Genre üblicherweise anbot. Man wollte sich etwas von der Seele schreiben oder anderen schlicht mitteilen, wie es war. Es ging um Rechtfertigung und Bestätigung des eigenen Welt- und Geschichtsbilds oder Warnungen vor einer neuerlichen Katastrophe. Dabei standen sich Heroisierungsabsichten und solche der Desillusionierung oder Desavouierung aller Legitimatorik unversöhnt gegenüber. Wir finden harsche Moralurteile oder literaturtherapeutische Erklärungen, in denen Lebenshilfe und Trost für das Massensterben angeboten wurden, neben camouflierter Befriedigung von Abenteuer- und Unterhaltungsinteressen. Man rang um Worte zur Formulierung der existentiellen Erschütterung, extremen Charakterprüfung oder Selbsterfahrung zwischen Angstschauern und Todesrausch. Und mit zunehmendem Abstand spürte man in allen Bemühungen um Sinngebung oder deren Verweigerung immer deutlicher die Absicht, aus dem gut vierjährigen blutigen Geschehen nachhaltige tagespolitische Konsequenzen zu ziehen.

## *Regionale Akzente*

Darüber hinaus findet sich Regionalspezifisches: im Reichsland Elsass-Lothringen etwa das Bewusstsein, dass dieser Krieg in das dortige Schicksal in besonderer Weise eingriff, indem er Zugehörigkeits- und Loyalitätsfragen wiederholte, die sich ähnlich zuletzt im Deutsch-französischen Krieg 1870/71 gestellt hatten. Frankophile Autoren sahen jetzt den Moment ge-

3 Paul Coelestin Ettighoffer: Gespenster am Toten Mann. Köln 1931, 223–232.
4 Erich Maria Remarque: Im Westen nichts Neues. Köln 2004, S. 177: „Erst das Lazarett zeigt, was der Krieg ist."

kommen, die für sie schmerzlichen Gebietsabtretungen rückgängig zu machen und verhielten sich entsprechend – so z. B. Maurice Barrès oder Hansi alias Jean-Jacques Waltz, dessen Preußenphobie sich bereits in der Vorkriegszeit in zahlreichen Karikaturen oder anderen Provokationen entlud, verschiedentlich mit gerichtlichem Nachspiel. Nun widmete er sich nach seiner Desertion mit Fleiß und Raffinesse der französischen Kriegspropaganda, wobei er sich insbesondere durch getürkte, angeblich deutsche Flugblätter auszeichnete.[5] Maurice Barrès wiederum, Chef der „Ligue des patriotes" und Verfasser einer antideutschen Romantrilogie *Les bastions de l'Est*, steigerte bei Kriegsbeginn an vorderster Front sein agitatorisches Engagement erheblich mit einem militaristisch-antideutschen Artikel pro Tag.

Die Mehrheit im Reichsland entsprach zwar nicht den chauvinistischen Hoffnungen Frankreichs, dessen Agitatoren vergebens auf Massendesertionen warteten. Es scheint sogar, dass die dortigen Schriftsteller – Pazifisten und Europäer wie Schickele oder Adrienne Thomas eingeschlossen – in den Anfangsmonaten vielfach einen deutschen Standpunkt vertraten. Dennoch findet sich an der Grenze eine überproportionale Resistenz gegenüber fanatisch-nationalistischer Parteilichkeit zugunsten einer grundsätzlich kosmopolitischen Orientierung, die durch zahlreiche Frankreich-Kontakte, durch freundschaftliche oder verwandtschaftliche Beziehungen gefördert wurde. Zuweilen traten auch noch politische Motive hinzu, insofern der Systemvergleich zwischen Republik und Kaisertum häufig zugunsten des zuerst Genannten ausfiel.

Darüber hinaus tendierte die literarische Avantgarde Elsass-Lothringens in der Vorkriegszeit zur geistigen Überwindung der Grenze durch Mehrsprachigkeit und Doppelkultur. Von solchen Überzeugungen getragen, hatte sich bereits um 1900 die Bewegung „Jüngstes Elsaß" formiert: Autoren wie René Schickele, Otto Flake, Salomon Grumbach, Bernd Isemann, Hans Koch, René Prévôt, Ernst Stadler, Hermann Wendel, Hans Arp oder die Brüder Matthis. In lockerem Verbund stand auch Yvan Goll. Sie einigte das kulturmissionarische Bewusstsein, dass ein geographisch nicht fixiertes ‚geistiges Elsässertum' menschheitliche und europäische Perspektiven eröffne.

Diese Überzeugung verblasste auch nicht völlig, als sich seit August 1914 in Europa die Marschkolonnen in Bewegung setzten. Seiner humanitären Zielsetzung getreu veröffentlichte etwa der Lothringer Hermann Wendel 1916 mitten im hasserfüllten Völkergemetzel eine Heine-Biographie mit einem geradezu sensationellen Vorwort:

5 Vgl. Hans-Jürgen Lüsebrink: Publizistische Grenzgänger im Zeitalter des Nationalismus – Der Fall des Jean-Jacques Waltz, „patriote alsacien". In: Grenzgänger. Hrsg. von Reinhard Schneider. Saarbrücken 1998, S. 113f.

> Aber letzten Endes ist die Darstellung von Heines Wesen mehr noch Gegenwartsarbeit als Gegenwartsflucht. Denn was er nie müde ward, seinen Zeitgenossen zu verkünden, die Notwendigkeit einer Verständigung zwischen Deutschen und Franzosen, „den beiden auserwählten Völkern der Humanität", das reicht als zu lösende Aufgabe über die Blutjahre 1914/16 weit hinaus.
> Darum hatte ich stets davon geträumt, an einem sinnbildlichen Ort die letzte Hand an das Buch zu legen, an dem für mich reizvollsten Fleck Europas, zu Vic im grünen Tal der Seille, wo ich meine stillsten und meine sommerlichsten Stunden verlebt. In Gedanken sah ich mich dort schon die Korrektur der letzten Bogen lesen, im Garten von Voizard, in tiefster Einsamkeit, während die Hühner im Kiese scharrten und der Wind aus dem ganz nahen Frankreich zärtlich in den Papieren vor mir auf dem Tisch raschelte, unter einem ruhig blauen Himmel, der sich voll warmer Güte über beiden Ländern spannte. Heute liegt Vic in der Front, die Hühner sind in die Feldküche gewandert, der Westwind pfeift böse, und der Himmel ist nicht mehr ruhig, sondern von weißen Schrapnellwölkchen belebt.
> Aber so sicher dieser selige Landstrich einst wieder dem Ackerer und dem Winzer gehören wird, so sicher bedarf Heines ernstester und letzter Wille der Erfüllung, wenn Europa zum dauernden Frieden gelangen soll.
> Es lebe Deutschland! Vive la France! Es lebe die deutsch-französische Verständigung![6]

Auch René Schickele, geboren in Obernai als Sohn eines deutschen Vaters und einer französischen Mutter, sah in der Konfrontation zweier großer Kulturnationen ein fürchterliches Desaster. Er reagierte darauf mit seinem Drama *Hans im Schnakenloch*, das die im Krieg noch gesteigerte Zerrissenheit der Elsässer allegorisiert und dessen von der Zensur zunächst tolerierte Aufführung ein kleines Politikum war.[7] Eine Äußerung des ‚Helden' über sein Haus im Kampfgebiet kennzeichnet dessen grotesk zur Schau getragene Neutralitätsgesinnung:

> Spaziere nur einmal durch das Haus. Die Türen stehn auf oder, wenn du Glück hast, sind sie sogar zerschlagen. Dazu lärmt es ununterbrochen, wenn du auch nicht genau weißt, wo. Blickst du aus dem Fenster, so bewegen sich kreuz und quer viele Reihen von Kommata, mit Ausrufungszeichen und Gedankenstrichen dazwischen, und wenn sie sich verhaddern, so kannst du dir sagen: Dies ist eine Staatsaktion, von deren Ausgang, das eine zum andern Mal gerechnet, schließlich das Schicksal der Völker abhängt. Es mag dumm sein, daß soviel vom Ausgang einer Rauferei abhängt, aber ich kann es nicht ändern. Von Zeit zu Zeit schicken sie mir eine Abordnung ins Haus. Ein Haufen Soldaten stürzt herein

6 Hermann Wendel: Heinrich Heine. Dresden 1916, S. VIIf.

7 Vgl. zur Aufführungsgeschichte: René Schickele: Hans im Schnakenloch. Darmstadt 1982, unpag. Anhang (Schickeles Vorrede zur 3. Auflage; Max Meyerfelds Kritik in der NZZ vom 7.4.1917).

> und wieder hinaus. Etwas zerschlagen sie immer, und ich bliebe vielleicht nicht so ungeschoren, wenn ich nicht gleich meine Vorkehrungen getroffen hätte. An der Tür der Schreinerei überm Hof kannst du von meiner Hand lesen: „Hier gibt es zu essen und zu trinken, solang der Vorrat reicht." Und am Tor zum Weinkeller im alten Flügel steht groß und deutlich: „Eingang zum Weinkeller". Daneben eine Weinkarte mit Bezeichnung der Fässer, die ich sorgfältig in Ordnung halte. Die Inschriften sind zweisprachig. Der Hopla paßt am Dachfenster auf, was für Hosen sich dem Schnakenloch nähern, und je nachdem, ob sie rot oder grau sind, hängt er die französische oder die deutsche Inschrift aus. Nachts stellen wir einfach eine Lampe vor die Kantine und den Keller und öffnen weit die Türen.[8]

Kurzzeitig erschien Schickele zwar wie vielen Expressionisten der Kriegsausbruch auch als Chance grundsätzlicher sozialer, politischer und vor allem seelischer Erneuerung. Doch schon bald wandelten ihn die Erfahrungen der Zeit zu einem engagierten Pazifisten, der als Herausgeber der nach Zürich verlagerten *Weißen Blätter* sich vor allem völkerverbindenden Tendenzen verschrieb. Er entzweite sich denn auch kurzfristig mit seinem Freund Norbert Jacques, der sich in jugendlichem Aufruhr von Luxemburg abgenabelt hatte und seiner Wahlheimat Deutschland einen Gesinnungstribut zollte. Er tat es 1915 z. B. mit der polemischen Reisereportage *London und Paris im Krieg*, die Schickele missbilligte. Er erlaubte daher Arnold Zweig in den *Weißen Blättern* eine vernichtende Rezension und quittierte Jacques' Beschwerde im Oktober 1916 mit einem brieflichen Bekenntnis zur Stellung des Intellektuellen „au-dessus de la mêlée":

> Wenn die Meute losgelassen wird, dürfen *wir* uns nicht hineinwerfen! Wozu wären wir denn da, wozu hätte man uns nötig, wenn wir jedem tierischen Ausbruch *unterlägen*. Ich weiss nicht, ob Sie die „W.[*eißen*] B.[*lätter*]" verfolgt haben – ich habe mich ebenso heftig gegen Barrès und France gewandt, wie gegen Thomas Mann, dieses Erzschwein, und den nun ganz verblödeten Hauptmann und gegen Dehmel, der mein Freund war (und der es mir heute schon nicht mehr übelnimmt, daß ich und daß ich so gegen ihn auftrat.)[9]

Auch dem Colmarer Ernst Stadler war die expressionistische Denkfigur einer reinigenden Erneuerung nicht fremd, wie sie am drastischsten vielleicht Georg Heyms lange als Warngedicht verharmlostes Poem *Der Krieg* zum Ausdruck bringt. In solcher Stimmung entstand Stadlers Gedicht *Der Aufbruch*, das seinem (unter der Jahreszahl 1914 publizierten[10]) Lyrikband den Titel gab:

8 Ebd., S. 197f.
9 René Schickele an Norbert Jacques 31.10.1916. (Nachlass Norbert Jacques, in: Literaturarchiv Saar-Lor-Lux-Elsass, Saarbrücken).
10 Tatsächlich erschien der Band bereits im Dezember 1913.

Einmal schon haben Fanfaren mein ungeduldiges Herz blutig gerissen,
Daß es, aufsteigend wie ein Pferd, sich wütend ins Gezäum verbissen.
Damals schlug Tambourmarsch den Sturm auf allen Wegen,
Und herrlichste Musik der Erde hieß uns Kugelregen.
Dann, plötzlich, stand Leben stille. Wege führten zwischen alten Bäumen.
Gemächer lockten. Es war süß, zu weilen und sich versäumen,
Von Wirklichkeit den Leib so wie von staubiger Rüstung zu entketten,
Wollüstig sich in Daunen weicher Traumstunden einzubetten.
Aber eines Morgens rollte durch Nebelluft das Echo von Signalen,
Hart, scharf, wie Schwerthieb pfeifend. Es war wie wenn im Dunkel plötzlich Lichter aufstrahlen.
Es war wie wenn durch Biwakfrühe Trompetenstöße klirren,
Die Schlafenden aufspringen und die Zelte abschlagen und die Pferde schirren.
Ich war in Reihen eingeschient, die in den Morgen stießen, Feuer über Helm und Bügel,
Vorwärts, in Blick und Blut die Schlacht, mit vorgehaltnem Zügel.
Vielleicht würden uns am Abend Siegesmärsche umstreichen,
Vielleicht lägen wir irgendwo ausgestreckt unter Leichen.
Aber vor dem Erraffen und vor dem Versinken
Würden unsre Augen sich an Welt und Sonne satt und glühend trinken.[11]

Doch solch expressionistisches Pathos beseelte den Reserveleutnant der Artillerie Stadler bei Kriegsausbruch nun gerade nicht. Das Gedicht stammt ja auch vermutlich bereits aus dem Jahre 1912, während sein Kriegstagebuch vom 31. Juli bis 22. Oktober 1914 ganz andere Töne anschlägt. Es beginnt zwar mit der scheinbar kalten Replik auf bedauernde Äußerungen, dass es ausgerechnet gegen Frankreich gehe – „Sentimentalitäten gelten nicht mehr.“[12] –, aber genau die leistet sich der Reserveleutnant in seinem Diarium dann selbst zuhauf. So registriert er immer wieder weinende Frauen beim Abschied ihrer Väter, Ehegatten oder Brüder, Klagen von Männern über diesen Krieg, den sie nicht gemacht und nicht gewollt haben, zerrissene transnationale Familienbande, grausige Schicksale, Verwundungen, Zerstörungen, irrsinnig Gewordene. Er lobt seinen Kompaniechef, dem „das Schreckliche, die Tragik dieses Krieges“, bewusst ist. Und als Vertreter eines geistigen Brückenschlags erweist ihn sein Eintrag vom 10. August:

Um 7.30 überschreiten wir die Grenze und rücken den Paß hinunter. Es ist ein wundervoller Abend. Weiter freier Blick in die französ. Berge. Ich grüße Frankreich beinahe mit solcher Erschütterung wie damals, als ich vor 7 Jahren zum 1. Mal Paris sah. Ich denke kaum mehr, daß Krieg ist. Ich grüße Dich, süße Erde von Frankreich. Vorne die Jäger stimmen Lieder an: Die Wacht am Rhein. Alles

11 Ernst Stadler: Dichtungen, Schriften, Briefe. Kritische Ausgabe. Hrsg. von Klaus Hurlebusch und Karl Ludwig Schneider. München 1983, S. 139.
12 Ebd., S. 529.

> fällt ein, wie wir den Berg herunterziehen. Ein weinender Bettler am Weg. Wir hören das feindliche Feuer. Dann wird die Artillerie vorgezogen. Wir traben an der Infanterie vorbei. Man ruft uns zu. Das Vorwärts einer dunklen Entscheidung.[13]

Otto Flakes Haltung zum Ersten Weltkrieg war von Distanz geprägt.[14] Der kosmopolitische Individualist ließ sich in Fragen des Geistes ohnehin keinen ‚Burgfrieden' aufzwingen[15] und identifizierte sich mit den vielbeschworenen ‚Ideen von 1914' allenfalls im Sinne einer Solidarität der geistigen Erziehungsrolle. In der Rückschau seiner Autobiografie charakterisierte er seine Deutschland-Beziehung als „nicht polemisch", sondern als „Abstand vom Handeln, an das nun alle glaubten".[16] Er habe sich eine „rasche Remisentscheidung" gewünscht, „keine deutsche Niederlage, aber auch keinen Sieg, vor dessen Folgen mir graute".[17] Sein Mangel an „Enthusiasmus für das kaiserliche und preußische Deutschland"[18] hing wohl auch mit seinen Erfahrungen im Elsass zusammen, für dessen Autonomie und Resistenz gegenüber gleichmachender Germanisation er schon in der Vorkriegszeit publizistisch gestritten hatte. Von daher waren seine Anstrengungen zwischen 1914 und 1918 vor allem darauf gerichtet, den vielfach erneuerten Stellungsbefehlen zu entgehen, durch Tätigkeiten als Theaterzensor in Brüssel, journalistisch-verlegerische Anforderungen und in der Schlussphase 1918 in Zürich durch gefällige Gesundheitszeugnisse und Sanatoriumsaufenthalte. Seit dem Frieden von Brest-Litowsk schrieb er gegen den Krieg und für einen sofortigen Waffenstillstand, zumal ihm die nun kurzfristig triumphierende Militärpartei in Deutschland, die „immanente Gefahr des Machtstaates" offenbarte.[19] „Wir fallen damit unsern Ländern nicht in den

13 Kriegstagebuch August 1914. In: Ebd., S. 537.

14 Vgl. Sabine Graf: Als Schriftsteller leben. Das publizistische Werk Otto Flakes der Jahre 1900 bis 1933 zwischen Selbstverständigung und Selbstinszenierung. St. Ingbert 1992, 241–251.

15 Otto Flake: Keyserling. In: Neue Rundschau 26 (1915), Bd.1, S. 675.

16 Ders.: Es wird Abend. Bericht aus einem langen Leben. Frankfurt/M. 1980, S. 215.

17 Ebd., S. 216.

18 Ebd., S. 226.

19 Ders.: Die Aufgabe der deutschen Intellektuellen. In: Friedenswarte 20 (1918), S. 155. Weiter heißt es (S. 156): „Man soll nicht mit Haß von seinem Land sprechen, auch nicht seine Eigenschaft als Deutscher abwerfen; man soll nur zu erkennen geben, daß man keiner Regierung das Recht zuerkennt, das Bekenntnis von Überzeugungen, die aus der Not erwachsen, zu verbieten und zu ächten. Man soll das Recht in Anspruch nehmen, die Vorgänge in der Heimat einer Kritik zu unterziehen, zu mahnen, zu verwerfen." Vgl. Flake, Abend (wie Anm. 16), S. 236.

Rücken", präzisierte er in seinem Aufruf an die deutsch-österreichischen Intellektuellen, „sondern sprechen nur ein Bekenntnis aus, zu dem sie sich über kurz oder lang selbst entschließen müssen, wenn sie den Frieden haben wollen."[20]

Im Wunsch nach einem Verständigungsfrieden traf er sich mit dem im Elsass aufgewachsenen Hermann Stegemann, der als naturalisierter Schweizer durch Kriegslageberichte im *Berner Bund* internationale Aufmerksamkeit gefunden hatte.[21] Die periodischen Analysen kombinierte er zu einer viel gelesenen, monumentalen *Geschichte des Krieges*, die von 1917 bis 1921 in vier Bänden erschien. Stegemann war nicht nur Autor von Romanen, Gedichten oder Dramen, sondern zugleich ein weithin anerkannter militärgeschichtlicher Experte, dessen Rat im Krieg sogar der Reichskanzler Bethmann-Hollweg suchte. Darüber hinaus verfügte er über Beziehungen zum deutschen Generalstab ebenso wie zur Schweizer Diplomatie, die sich seiner in einer heiklen Neutralitätsmission bediente. Aufgewachsen in Colmar, war er für die elsass-lothringische Frage und ihre Bedeutung für den Ersten Weltkrieg ausreichend sensibilisiert. Als liberaler Geist trat er schon früh für eine Autonomie des Reichslands ein und sah in seiner Erhebung zum gleichberechtigten Bundesstaat, ähnlich wie Jean Jaurès, eine deutsch-französische Entspannungsmaßnahme. Im Prinzip war er als früher Europäer vom anachronistischen Charakter der 1914 begonnenen militärischen Selbstzerfleischung zutiefst überzeugt. Seine aktuellen Kommentare zum Weltkrieg waren von Sympathie für die deutsche Sache, aber zugleich vom Bemühen um strikte Objektivität getragen. Zudem ging es ihm darum, den Deutschen auch in Phasen zeitweiliger Triumphe stets eine Ahnung ihrer strategischen Gefährdung zu vermitteln, dies als Basis für einen von ihm gewünschten Ausgleich des Nationenkonflikts auf der Basis des Status quo.

Andere elsässische Autoren mit intensiven künstlerischen Beziehungen zu Frankreich wie Yvan Goll und Hans Arp entgingen dem Wehrdienst durch ihren Aufenthalt in der Schweiz. Hans Arp deutete im Nachhinein sogar die Entstehung der Zürcher Dada-Bewegung als Reaktion auf den Krieg:

> Wahnsinn und Mord wetteiferten miteinander, als Dada 1916 in Zürich aus dem Urgrund emporstieg. Die Menschen, die nicht unmittelbar an der ungeheuerlichen Raserei des Weltkrieges beteiligt waren, taten so, als begriffen sie nicht, was um sie her vorging. Wie verirrte Lämmer blickten sie aus glasigen Augen in die Welt. Dada wollte die Menschen aus ihrer jämmerlichen Ohnmacht auf-

20 Ders.: An die deutschen und österreichischen Intellektuellen. In: Wissen und Leben 11 (1918), Heft 21, S. 260.

21 Zu den folgenden Ausführungen vgl. Albrecht Bamler: Der Publizist und Schriftsteller Hermann Stegemann (1870–1945). Frankfurt/M. 1989.

> schrecken. […] Angeekelt von den Schlächtereien des Weltkrieges 1914, gaben wir uns in Zürich den schönen Künsten hin. Während in der Ferne der Donner der Geschütze grollte, sangen, malten, klebten, dichteten wir aus Leibeskräften. Wir suchten eine elementare Kunst, die den Menschen vom Wahnsinn der Zeit heilen und eine neue Ordnung, die das Gleichgewicht zwischen Himmel und Hölle herstellen sollte.[22]

Selbst bei Oskar Wöhrle, der schließlich in einer Propagandakompanie (bezeichnenderweise an der Ostfront) eigentlich kriegerischen Geist befördern sollte, mehrten sich kritische Töne, mit der Folge, dass manche seiner Artikel der Militärzensur zum Opfer fielen. Die wahre Stimmung jener Tage dürften Texte wiedergeben wie das später veröffentlichte *Ein Lothringer wird erschossen* oder *Die Hure*.

Auch bei Adrienne Thomas zeigt sich der Einfluss der Grenze. Die achtzehnjährige spätere Schriftstellerin diente als Rot-Kreuz-Schwester am Metzer Bahnhof und lernte durch die Betreuung verwundeter Soldaten die Schrecken des Krieges aus erster Hand kennen. Ihr Tagebuch zeigt eine junge Dame, die sich dem nationalistischen Anfangsrausch zunehmend entzieht und den Krieg bzw. seine körperlichen wie seelischen Verheerungen im Tiefsten verabscheut:

> Alle haben wir es gedacht, nur nicht gewagt es auszusprechen. Sondern wir haben ‚Hurra!' geschrien, Siege bejubelt, unsere Pflicht getan und vergessen, daß wir auch ein Recht hatten: das Recht auf unsere Jugend und das Recht auf Frieden. Aber uns, nahe der Kampfzone, brüllten es die Kanonen in die Ohren: „... draußen in dieser warmen Augustnacht unter dem Sommerhimmel und Sternschnuppenregen bluten und sterben Menschen ... Menschen ..."
> So kam es, daß wir an der Grenze früher begriffen und erlebten als die anderen: von den Heeren Europas würde keines der Sieger sein. Aber verloren ging eine Generation.[23]

22 Angèle Finck/Théodore Rieger: À la découverte de Jean Hans Arp. (Langue et Culture Régionales, Cahier No 9). Strasbourg o. J., S. 10. Überspitzt könnte man eine regionalliterarische Komponente sogar darin sehen, dass in manchen dadaistischen Lautbildern der elsässische Dialekt aufscheint. Zumindest hat der jüngst verstorbene Straßburger Germanist und Autor Adrien Finck in seinem Gedicht *Arpade* solche poetischen Zusammenhänge hergestellt: „M' brücha numma ELSASSISCH z'reda/ und schon sind wir da/ und schon sind wir dada." (Adrien Finck: Hammerklavier. Neue Poesie aus dem Elsass. Hildesheim/New York 1998, S.10).

23 Thomas, Katrin (wie Anm. 2), S. 463.

Dieses rückschauende Fazit wird durch verschiedene Tagebuch-Notizen der Jahre 1915/16 belegt, die sich an einer menschlichen Internationale ausrichten:

> Auf dem Rückweg hatten wir noch den Anblick von 100 gefangenen Franzosen. Es war auffallend, daß die meisten wenig traurig aussahen, vielmehr recht vergnügt. Einige hatten die Höflichkeit, vor uns die Käppis zu ziehen oder zu salutieren. Vermutlich grüßten sie das Kreuz an unserem Arm, vielleicht auch wollten sie die Höflichkeit ihrer Nation damit beweisen. Wir dankten so freundlich auf die Grüße, wie sie uns geboten wurden. Zu hassen ist nicht der Frauen Sache, u. wenn auch die Männer es nicht zu der ihrigen machten – es bliebe uns viel erspart.[24]

Auch „Liebesgaben" verteilte sie an einen verwundeten Franzosen ohne jeden Vorbehalt und äußerte sich voller Mitleid über das Los von Zivilgefangenen, die nach der Schweiz verschickt wurden. Im Umgang mit ihrer frankophonen Schneiderin verwendete sie zu deren Freude das im Krieg sonst verpönte Französisch, und mit ihrer nach Paris verzogenen Freundin korrespondierte sie auch weiterhin über eine Schweizer Deckadresse.

Beenden wir diese Auflistung mit einem stellvertretenden Blick auf die saarländische Autorin Liesbet Dill, die sich durch ausgiebige gesellschaftliche Kontakte nach Metz mit Lothringen in Sympathie verbunden fühlte. Dem trägt ihr 1917 veröffentlichter Roman *Die Spionin* in bemerkenswerter Weise Rechnung, der in einer Auflage von 50.000 bis 60.000 – bezeichnenderweise in einem Amsterdamer Verlag – erschien. Er behandelt die Untergrundtätigkeit, Ergreifung und Hinrichtung der Lothringerin Généreuse Cailleux in dem von deutschen Truppen besetzten Brüssel. Die Story orientiert sich ein wenig am weltweit diskutierten Fall der Edith Cavell, die im Herbst 1915 als englische Spionin in Brüssel erschossen wurde. Dills Roman erweist sich, ungeachtet aller patriotischen Befangenheiten und Absicherungen, aller England-Polemik und Wahrung des deutschen Rechtsstandpunkts, als mutiges Buch. Denn es ehrt den Gegner, billigt dessen Kampf gegen Deutschland lautere Motive zu und geht in der Einfühlung in den Feind bis an die Grenze dessen, was nationaler Parteilichkeit wohl erlaubt und möglich war. Die Verlagerung der Problematik ins Jeanne-d'Arc-Milieu – aus einer Britin wird eine Tochter Lothringens – macht darauf aufmerksam, dass es noch im Weltkrieg auch für Deutschland eine Lothringische Frage gab und nicht lediglich eine zu verwaltende Provinz.

24 Dies.: Aufzeichnungen aus dem Ersten Weltkrieg. Ein Tagebuch. Hrsg. von Günter Scholdt. Köln [u. a.] 2004, S. 21 (01.05.1915); vgl. S. 30f.

*Nie wieder!*

Als menschliche Verlustbilanz dieses Kriegs mögen ein paar Stichworte genügen, zunächst in Bezug auf einzelne repräsentative Autorenschicksale:

Ernst Stadler, eine der großen Hoffnungen der elsässischen Literatur und Germanistik, fiel bereits in den ersten Kriegswochen (30.10.14) in Flandern. Der spätere Bestsellerautor P. C. Ettighoffer wurde mehrfach zum Teil schwer verwundet und geriet noch 1918 in französische Gefangenschaft, aus der er erst im März 1920 entlassen wurde. Mehrfache Verwundungen erlitt auch Ernst-Moritz Mungenast, darunter eine schwere Gesichtsverletzung, die ihn ein Auge kostete. Adrienne Thomas beklagte aus ihrem jugendlichen Bekanntenkreis Tode und Verstümmelungen im Dutzend, wie ihr Tagebuch trauernd vermerkt. Da ihre Eltern 1916 nach Berlin zogen, um den ständigen Bombardierungen des Bahnhofsviertels zu entgehen, verlor sie zudem ihre vielgeliebte Heimat Lothringen zugunsten des wenig geschätzten Berlin. Kriegsbedingt wurde auch der avantgardistische Schickele-Kreis des ‚Jüngsten Elsass' zerschlagen. Man zerstreute sich nach Paris, emigrierte bzw. wurde nach Deutschland vertrieben.

Auch saarländische Autoren blieben natürlich nicht verschont. Gustav Regler (Jahrgang 1898) wurde als verschüttet und gasvergiftet in die Nervenheilanstalt Waldbröl eingeliefert, wo man ihn 1918 als „dienstunbrauchbar" entließ. Der Priester Ernst Thrasolt, dessen Sammlung *Geistliche Kriegslieder* christlicher Erbauung der Soldaten dienen sollte, kam 1915 als Sanitäter an der Westfront zum Einsatz, später im Nachkrieg auch noch im Baltikum. 1915 fielen seine beiden Brüder, was bei ihm einen unauslöschlichen Eindruck hinterließ und ihn – laut Gestapo-Diktion – zu einem „berüchtigten Pazifisten" werden ließ.[25]

Autoren des Jahrgangs 1900 kamen nur noch kurzfristig zum Einsatz, dies jedoch mit nachhaltigen Eindrücken. Teut Ansolt (alias Karl Christian Müller), 1918 als Funker in Schlesien und 1919 im Baltikum, verband mit dem Kriegserlebnis den Verlust seines wichtigsten geistigen Mentors in jener Zeit. Johannes Kirschweng, wenige Wochen vor dem Waffenstillstand zu einem MG-Scharfschützenbataillon gezogen, war schon im November 1918 wieder zu Hause, allerdings mit einem Herzfehler, der für seinen frühen Tod mitursächlich gewesen sein dürfte.

Alfred Petto lernte altersbedingt nur die unheroische Seite der ‚Heimatfront' kennen. Dies spiegelt sich selbst noch 1939 in der Erzählung von einem in den letzten Weltkriegstagen Gefallenen, dessen Desertions-

25 Gero von Wilpert: Lexikon der Weltliteratur. Stuttgart 2004, S. 618.

wünsche auffallenderweise recht verständnisvoll gezeichnet werden.[26] Auch für Maria Croon, die um ihren Ehemann bangte, dominierte zu Hause die ökonomische wie seelisch-religiöse Not der Kriegszeit. In ihrem 1931 erschienenen Roman *Und wir daheim?* beschäftigt sie sich auch mit der täglichen Angst, Ungerechtigkeit und dem Verlust gesellschaftlicher Solidarität, die wenig Raum für national erhebende Gefühle ließen und den Krieg allenfalls noch als Bewährungsprobe religiöser Prüfung begreifen konnten.[27]

Angesichts einer solchen Mangel- und Verlustbilanz, die ja auch jenseits der Schriftstellersphäre millionenfach erlitten wurde, lief der Tenor der literarischen Kommentare auf ein einziges „Nie wieder!" hinaus. Exemplarisch formuliert dies Oskar Wöhrle in seinem Nachwort zu *Querschläger*, in dem er deutlich machte, dass ihm die heldische Verklärung des Ersten Weltkriegs und jegliches Revanchedenken als gefährliche Neigung zur Wiederholung eines blutigen Wahnsinns erschienen. „Vielleicht", so erläuterte er seine Absicht, könne dieses Buch ja dazu beitragen, „den einen oder anderen, der den Krieg nur aus der D.A.Z. oder der Kreuzzeitung kennt, etwas nachdenklich zu stimmen."[28] Auch Adrienne Thomas' 1930 erschienener weltweit verbreiteter Roman *Die Katrin wird Soldat* liest sich als einziges Plädoyer gegen den Krieg, wie es für die überwiegende Zahl der Autoren dieser Zeit fast selbstverständlich war. Flake etwa akzeptierte 1918 den schmerzlichen Abschied von seiner Heimat als bitter Enttäuschter über den unglücklichen Verlauf, aber unter Verzicht auf jeglichen Revanche-Gedanken:

> Was bleibt uns? Die Reue, die Entschlossenheit, moralische Bilanz zu ziehen, die Lehre – einziger Gewinn, furchtbar teuer erkauft. Schwur, nichts so unerbittlich zu hassen als Gewalt, nichts so inbrünstig zu suchen als Geist, Menschlichkeit, Gerechtigkeit, das Reich, auf das sich verwiesen sieht: der Besiegte.[29]

Hermann Wendels *Elegie auf die verlorene Heimat* (1933) betrauert zwar einen emotionalen Verlust, um zugleich festzustellen:

26 Alfred Petto: Die Schuld. In: Ders.: Die grauen Berge. Saarbrücken 1939, 40–51.

27 Maria Croon: Und wir daheim? Kriegsnot der Frauen und Mütter. Saarbrücken 1931, exemplarisch: S. 56.

28 Oskar Wöhrle: Querschläger [1929]. Zit. nach Claden/Reinacher/Wöhrle, Elsässer-Buch (wie Anm. 2), S. 370.

29 Otto Flake: Abschied vom Elsaß [= Epilog] (1918). In: Ders.: Ein Leben am Oberrhein. Frankfurt/M. 1986, S. 171.

> […] ich will das Wort Revanche aus allen Wörterbüchern der Welt gestrichen wissen und mir für immer gegen Annexionen und Re-Annexionen und Re-Re-Annexionen die Ohren verstopfen.[30]

Auch in Ettighoffers Romanen über den Ersten Weltkrieg dominiert diese Tendenz, die bei allem heroischen Anspruch unübersehbar bleibt:

> Querfeldein, bei Auchy, liegt die berüchtigte Halde VIII, eine der furchtbarsten Stellungen der Westfront. Wochenlang kämpften hier die besten Regimenter Europas um den Besitz einer Schutthalde, die etwa zwanzig Meter hoch, dreihundert Meter lang und fünfzig Meter breit ist, jedoch die ganze Ebene weithin beherrscht. Nun besteigen wir gefahrlos und mühelos innerhalb von wenigen Sekunden diese Höhe, die gar nicht wie ein Heldenhügel, gar nicht wie einer dieser gemarterten Berge um Verdun aussieht, sondern ganz nüchtern, genau so wie eine Zechenhalde auszusehen pflegt. Nicht einmal die Gräben, Horchlöcher, Sappen und Granattrichter sind geblieben, weil das lose Steingeröll längst wieder nachrutschte und alles ausfüllte.
>
> Man müßte alle diese Truppen, die hier litten, kämpften und bluteten, alle diese Tapferen, die hier starben und vermoderten, man müßte sie alle hierher führen, auf diese Halde VIII, Rheinländer, Irländer, Bayern, Sachsen, Gardeschützen aus der Mark, Leute aus Ulster und Wales, man müßte sie alle noch einmal hierher bitten und ihnen das Schlachtfeld zeigen, diese Halde VIII.
>
> „Seht, dieser Dreckhaufen mitten in der Ebene war euer Kampfziel, durch Wochen und Monate." Innerhalb von zehn Minuten hat man ihn bequem umwandert. Er ist nichts, ein schwärzlicher Steinhaufen ohne Wert, und doch haben viele junge Menschen ihr Leben um seinen Besitz ausgehaucht. So sinnlos war oft der Krieg. So sinnlos und zwecklos. So groß war die Pflichterfüllung auf beiden Seiten, daß man nicht zögerte, sich um eine Schutthalde zerfetzen zu lassen, weil es das Vaterland durch den Willen der Heeresleitung so befahl.[31]

Die Antikriegshaltung brachte spezifische regional akzentuierte Erzählmuster hervor wie etwa die vom Bruderkrieg im deutsch-französischen Grenzraum. Denn natürlich ergaben sich fürchterliche Gewissenslagen aus dem Umstand, dass sich hier zuweilen Familienmitglieder in feindlichen Armeen befanden.[32] In diesem Sinne tötet sich Morand Cladens zunehmend depressiver Romanheld Désiré Dannacker selbst, da er nicht überwinden konnte, dass sein auf französischer Seite aufgebotener Bruder gefallen ist. Schauervarianten solcher Familientragödien bieten Louis d'Hées *Frontière* (1914) oder Jeanne d'Urvilles *Haine de Race* (1923).

30 In: Zwischen Rhein und Mosel. Elsässische und lothringische Dichtung der Gegenwart. Hrsg. von Karl Walter. Leipzig [u.a.] 1933, S. 199.

31 P. C. Ettighoffer: Feldgrau schafft Dividende. Köln 1932, S. 279.

32 Marie Hart: Ues unserer Franzosezit, Berlin o. J., S. 24ff.

Um einen Familienkonflikt besonderer Art geht es in Schickeles *Hans im Schnakenloch*, in dem die Brüder Boulanger die Zerrissenheit dieses Grenzlandes bis zum tragischen Konfliktende treiben. Gegenüber stehen sich Balthasar und Hans, der eine unzweifelhaft deutschorientiert, der andere zwischen seiner deutschen Frau Klär und der Frankreich symbolisierenden Louise schwankend. Die Allegorie der elsässischen Tragödie wird dadurch komplettiert, dass Balthasar und Hans, Kinder einer französischen Mutter, auch noch um Klär rivalisieren. Im Übrigen enthält das in vielen Szenen nonkonformistische Stück einige bemerkenswerte Charaktertypen des Landes und atmosphärische Schlaglichter zum Kriegsausbruch.

Verdun wiederum erfährt eine Stilisierung zum mythischen Schreckensort schlechthin.[33] Diese Monumentalisierung dient dabei wechselweise der Mahnung, Abschreckung wie Heroisierung, zuweilen in unaufhebbarer Einheit.[34] Zum Stiftungsort künftigen Friedens wird dieser Kampfplatz etwa in Liesbet Dills *Der Grenzpfahl*[35], Polly Maria Höflers *André und Ursula*[36] und nicht zuletzt Johannes Kirschwengs *Feldwache der Liebe*. Als weitere Schädelstätte hat der im Elsass gelegene Hartmannsweiler Kopf traurige Berühmtheit erlangt. René Schickeles Bericht aus einer Zeit, da schon wieder Schlachtfeldtourismus aufkam, kündet davon:

> In meiner Erinnerung starren tausend von Granaten geschälte Bäume in die Bläue eines Sommertages. Sie stehen wie Marterhölzer um den Gipfel des Hartmannsweilerkopfes, der Gipfel aber ist ein durcheinander geworfener Haufen rötlichen Gesteins, überblüht von Weidenrosen. In meiner Erinnerung ist der Hartmannsweilerkopf ein Golgotha, wo in vier Jahren 60.000 schuldlose Männer von Explosionen an Pfähle genagelt wurden, von wo Granaten sie in Fetzen herabholten. An der höchsten Stelle des Gerölls erhob sich ein Kreuz, dem man von weitem ansah, daß es sich erst eingestellt hatte, als alles vollbracht war, Es-

33 Vgl. Günter Scholdt: Verdun – ein deutsches Trauma. In: Ders.: Grenze und Region. Literatur und Literaturgeschichte im Grenzraum Saarland-Lothringen-Luxemburg-Elsaß seit 1871. Blieskastel 1996, S. 226–250.

34 Exemplarisch gilt dies für Ettighoffers *Gespenster am Toten Mann*.

35 Liesbet Dill: Der Grenzpfahl. Berlin/Leipzig 1925, S. 143: „Der deutsche Sturmhelm, der verrostet und verbeult auf dem rohgeschnitzten Kreuz des Grabes hing, schaute sie an, und der Wind bewegte ihn hin und her ... wie ein Mensch, der den Kopf schüttelt ... Wer lag darunter? […] Sie waren alle – alle, die hier oben lagen, Kameraden […]. Ich will nun Frieden schließen – mit allen, dachte sie."

36 Polly Maria Höfler: André und Ursula. Berlin 1937, S. 334: „Du hast mir eine Aufgabe übertragen, toter Soldat. – Und so nehme ich Abschied von dir. Nicht hier, sondern droben, auf dem Douaumont, vor einem der weißen Kreuze in der Reihe. Dahin mündet alles, dort ist Anfang und Ende. Dort ist Tod und Auferstehung."

> sigschwamm und Weißbluten auf die Lanzenspitze, daneben eine Stange mit der Trikolore.
> Die Wahrheit zu sagen, machen diese drei Gegenstände auf dem Hartmannsweilerkopf den Eindruck, als hätte eine Hochzeitsgesellschaft sie dort zurückgelassen. Und schon haben zahllose Nachfahren jener Pioniere das Kreuz mit ihren Namenszügen bedeckt. Was wohl mochten die armen Schlemihle damit unterschreiben wollen? Etwas tiefer liegt ein französischer Friedhof, in sauber abgestoßenem Viereck, mit ausgerichteten Kreuzen, wie unter einem Glassturz. Man spürt mit Entsetzen die wirkende Nähe eines Verschönerungsvereins.
> Rechtzeitig, noch im Wald, hatte eine Tafel gemahnt: „Ceci est un cimetière de passage" und den Ausflügler erinnert, daß er das gemeinsame Grab von 60 000 Märtyrern beging. Den Unterschied zwischen Freund und Feind hatten diese selbst verwischt, wie sie ineinander eingedrungen waren, sich miteinander durchsetzt hatten, sie lagen, wo sie gefallen waren, unlöslich verstrickt und Schicht um Schicht übereinander geworfen und zugedeckt vom jahrelangen Ausbruch dieses Gipfels. Sie trennen? Gerade so leicht hätte man den Berg gespalten. […]
> Häßlich war es, widerwärtig und komisch, als wohnte man bei, wie die Helden Homers durch eine Hackmaschine geschoben wurden. Als ob wir die legendären Kavallerieangriffe, die uns als Knabe entzückt hatten, in einen Wurstkessel stürzen sähen, Brigade um Brigade, nach dem Taylorsystem. Ach, über ein Schlachtfeld, das ein Hackbrett war und Häcksel die geopferte taufunkelnde Jugend! So gewiß das Opfer der Sinn alles Großen war, so sinnlos alle Schlächterei. Opfer war und blieb ewig die Sache des einzelnen, Freiwilligkeit war sein Zeichen. Gepreßte Märtyrer, im Viehwagen verladen, im Hunderttausendgroß wie die Blätter einer Kartothek ins Feuer geworfen, das schrie Hohn, schrie, brüllte Hohn über das erhabenste Geheimnis der Menschheit, stellte Christus mitten in eine Schlägerei alkoholisierter Apachen, die ihm seine heiligen Worte über den Messern ins Gesicht spieen. Aber das war es ja, was hier geschehen war! Und die Apachen hatten Christus gegriffen und schleppten ihn ins Bordell, um ihm Magdalena zu zeigen, und von da in die Kaserne, von der er gesagt habe, daß er nicht gekommen sei, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert.[37]

Eine pathetische wie eindrucksvolle Passage, die das Mythenbeladene ebenso wie das Fabrikmäßige und Absurde moderner Kriegsführung evoziert. Andere Autoren setzten zudem sozialistische respektive klassenkämpferische Akzente. Ettighoffer etwa wählte für seinen Gefangenenreport bezeichnenderweise den Titel *Feldgrau schafft Dividende*. Morand Cladens Held Désiré Dannacker sieht als nach wie vor kriegstreibend ein „Industrierittersyndikat" am Werk.[38] Oskar Wöhrle entlarvte in seinen Kriegsimpressionen massive Standesprivilegien und Profiteure. Und Adrienne Thomas erinnerte

37 René Schickele: Wir wollen nicht sterben. München 1922, S. 200f.
38 Claden/Reinacher/Wöhrle, Elsässer-Buch (wie Anm. 2), S. 45, vgl. S. 70.

am Beispiel der Evakuierung eines Metzer Armenviertels an kriegsbegleitende Elendsszenarien:

> Metz wird möglicherweise von der Zivilbevölkerung geräumt werden. Ob aus Belagerungsgefahr oder ob man damit rechnet, daß diese durch Militär übervölkerte Stadt der Seuchengefahr ausgesetzt ist – weiß man nicht. Tatsache ist, daß man heute die Quartiere der armen Volksschichten zu räumen begonnen hat. […] Wir haben um zehn und um zwölf Uhr geholfen, die Auswandernden, ihre Kinder und ihr Gepäck zu verladen. […] Daß es soviel Jammer und Elend gibt! Daß diese in muffigen Großmutterpelerinen und altersgrünen Kleiderfetzen steckenden abgehärmten Frauen, die man als Frauen kaum mehr ansprechen kann, den Mut finden, weiterzuleben und jedes Jahr ein Kind in die Welt zu setzen, das ist das Unfaßbarste daran. Fünf bis sieben Kinder sind in diesen Familien das Übliche. Eine Frau mit sechs Kindern – die Jüngsten, ein Zwillingspärchen von sechs Wochen, fuhr sie im Sportwagen – war so hinfällig, daß sie allein nicht gehen konnte. Die Zwillinge sahen strohgelb aus, nie sah ich so gespensterhaft häßliche, affenartige Kinder. Gierig nahmen sie die Flasche, die ich ihnen gab. Alle Frauen weinten. Aber es war nicht wie menschliches Weinen. Es war wie hoffnungslose Schmerzenslaute gehetzter Tiere, denen man nichts erklären, nichts zum Trost sagen kann. Man litt auch nicht mit ihnen. Man war ja diesen aus den Armenvierteln ausgespieenen Menschen so fremd und fern – man schämte sich nur entsetzlich, daß so etwas möglich ist – neben uns, mitten unter uns. Und während meine kleinen Schützlinge strahlend und unbekümmert um die Tränen der Mütter die seltene Kostbarkeit eines belegten Brötchens genossen, und während ich mir von ihnen die unbedingt hierher gehörige Portion Läuse holte, dachte ich, daß unser größter Feind nicht der Russe und nicht der Franzose sein könne, sondern die Not. Warum kommt wohl niemand auf den Gedanken, einen Feldzug gegen die Armut zu rüsten? Mein Gott, wer möchte sich in einen Krieg einlassen, in dem nichts zu gewinnen ist, keine Hochöfen, keine stolzen Festungen, kein Geld und kein Land?[39]

Bei Gustav Regler trug das Kriegserlebnis dazu bei, dass er sich den Kommunisten anschloss. 1932 kehrte er in agitatorischer Mission nach Soissons zurück, wo er als Soldat gelegen hatte. Seine dortige Rede definiert die Kriegsursachen im Sinne marxistischer Dogmatik:

> Der Pazifismus der Büsser und der Selbstbezichtiger, verschmäht von der Jugend und wirkungslos gegen die Grossmächte Industrie und Generalstab, ist ein für allemal vorbei […]. Wir werden keinem der Leute, die ganz Belgien und den halben Balkan annektieren wollten, ein Recht geben, gegen die Annexionen von Versailles zu protestieren. Aber wir selbst protestieren heute. [...] Noch gezeichnet von den Schrecken des Krieges und entschlossen, jeden neuen zu verhindern, grüssen die Bürger und Bürgerinnen von Soissons durch den deutschen Kameraden besonders die deutsche Jugend und geloben, von heute an noch mehr zu

39 Thomas, Katrin (wie Anm. 2), S. 135–137.

arbeiten, um die banalen und gefährlichen Hintergründe der Kriege aufzudecken und aller falschen Autorität, die von neuem Morden profitieren will, durch Aufklärung und mutigen Kampf rechtzeitig ein Ende zu machen.[40]

### *Andere politische Folgerungen*

Das Stichwort „Versailles" lenkt unseren Blick auf das Kriegsende, gekennzeichnet durch Waffenstillstand, Franzosen-Einmarsch, Besatzung und Friedensvertrag. Und erneut zeigte sich das ganz Besondere der Lage für Bewohner in den Grenzgebieten. Erlebten sie doch den Staaten-Konflikt nicht nur als abstraktes nationalistisches Machtspiel, sondern als unmittelbar Betroffene eines territorialen Verschiebebahnhofs. Hier an der Grenze wurden militärische Niederlagen per Gebiets- und Menschentransfer quittiert, musste die Bevölkerung die Zeche ganz konkret durch Fremdherrschaft und Trennung natürlich gewachsener Familien-, Freundschafts-, Verkehrs- und Wirtschaftsverbindungen bezahlen, was erwartbare Verbitterung hervorrief.

Denn was Franzosen bzw. Frankreich-Optanten wie René Bazin, Maurice Barrès, Hansi, Jeanne und Frédéric Régamey im ehemaligen Reichsland jubilieren ließ, die Rückgliederung der Provinzen Elsass und Lothringen, hatte für dort lebende Deutsche meist drastische Folgen. Und die von den frankophilen Autoren noch vor kurzem so heftig angeprangerte sprach- und bevölkerungspolitische Intoleranz richtete sich nun mit deren Billigung gegen die neuen Opfer. Vertrieben wurden alle Deutschstämmigen oder deutsch Gesinnten aus Elsass und Lothringen, die nicht den strengen revanchistischen Kriterien der jeweiligen „Commission de triage" entsprachen. Das galt etwa für Schriftsteller wie Marie Hart, Lina Ritter, Alfred Pellon, Ernst Moritz Mungenast, Hans Karl Abel, Otto Flake, Oskar Wöhrle, René Schickele oder Eduard Reinacher, sofern sie es nicht von sich aus vorzogen, ihrer Heimat den Rücken zu kehren.

Nach dem zunächst mehrheitlich umjubelten Einmarsch der französischen Armee kam es zu demonstrativen Willkürakten, zu Denunziationen und Verhaftungen. Preußische Denkmäler wurden gestürzt, Kaiserstandbilder symbolisch in Ketten gelegt,[41] weit mehr als 100.000 Deutsche aus dem

40 Gustav Regler: Wiedersehen mit meiner Front. In: Berliner Tageblatt 04.01.1933, zit. nach: Günter Scholdt: Gustav Regler. Odysseus im Labyrinth der Ideologien. St. Ingbert 1998, S. 97f.

41 Alfred Pellon: Gozell Garin. Ludwigshafen/Saarbrücken 1942, S. 265ff.; Alfred Döblin: November 1918. Bd. 1. München 1978, S. 294; Ernst Moritz Mungenast: Der Zauberer Muzot. Dresden 1939, S. 749ff.; Polly Maria Höfler:

ehemaligen Reichsland vertrieben, in der Regel auch finanziell ausgeplündert.[42] Die Szenen, die sich an der Rheinbrücke bei Kehl abspielten, wo die häufig binnen 48 Stunden mit 30 kg Gepäck und Verlust ihres übrigen Besitzes Verjagten per Spießrutenlauf durch ein Pöbelspalier verabschiedet wurden,[43] dienten nicht gerade dazu, eine künftige Friedensgesinnung aufkommen zu lassen. „War es ein Alb, dies Bild?" dichtete als geschockter Augenzeuge Ernst Bertram, und sein 1920 veröffentlichtes Gedicht endet mit einem Vers, der zwischen Trauer und früher Rachevision schwingt: „Land, du wirst weinen."[44]

All dies blieb nicht ohne Rückwirkung auf die Sicht des Krieges bzw. die Suche nach dessen Sinn. Geschichtsbilder sind schließlich fast niemals unpolitisch, absichts- bzw. interesselos. So mehrten sich bald auch bei Schriftstellern Stimmen, die den Kriegsausgang lediglich als vorläufig betrachteten,[45] ein „Nie wieder!" relativierten oder den Auftrag und Durchhaltewillen der deutschen Soldaten historisch legitimierten. Ernst Moritz Mungenast z. B. sah das deutsche Volk „auf einem unsterblichen Helden- und Opfergang" auch im Dienste Lothringens:

> […] die Soldaten dieses Volkes haben die anstürmenden Armeen gleich zu Beginn des Krieges hinter die Grenzen geworfen und haben uns und unsere Städte und Dörfer vor völliger Vernichtung bewahrt. Der deutsche Soldat ist im August 1914 nicht auf Eroberungen, sondern zur Verteidigung ausgezogen. […] für seine Heimat – also für Lothringen – jene Rechte und Notwendigkeiten zu erkämpfen, die den Bedürfnissen der Wirklichkeit und den Forderungen eines gesunden Ehrempfindens entsprechen. Vor allen Dingen aber kämpfte er für den Sieg der deutschen Waffen, da Lothringen beim Reiche bleiben muß und nicht noch einmal das ganze grauenvolle Elend einer Grenzverlegung erleben darf! Als Bundesstaat des Deutschen Reiches kann es seine Autonomie erringen. Als Bestand-

Der Weg in die Heimat. München 1935, S. 115ff.; Erica Grupe-Lörcher: Unter der Trikolore. Leipzig 1922, S. 139ff.

42 Vgl. Hendrik Thoß: „Purifier – centraliser – assimilier" – Reannexion und Vertreibung im Elsaß und in Lothringen nach 1918. In: Vertreibung und Minderheitenschutz in Europa. Hrsg. von Frank-Lothar Kroll und Matthias Niedobitek. Berlin 2005, 281–296; als literarischer Zeitzeuge: Peter Stühlen: Das Erbe. Berlin 1941, S. 9ff.

43 Mungenast, Muzot (wie Anm. 41), S. 752f.; Döblin, November (wie Anm. 41), S. 356–360; Höfler, Weg (wie Anm. 41), S. 151ff.

44 Ernst Bertram: Rheinbrücke. In: Straßburg. Leipzig 1920, S. 72.

45 Grupe-Lörcher, Trikolore (wie Anm. 41); Hertha Uentze: Unter der Trikolore. Dresden 1925.

> teil der französischen Republik wird es ein Grenzdepartement sein und nie und nimmer zur heiß ersehnten Autonomie gelangen.[46]

Auch für Stegemann relativierte sich unter dem Eindruck von Versailles, einem falschen und verhängnisvollen Vertrag, wie er zu betonen nicht müde wurde,[47] der Krieg als eigentliches Zentrum des Übels. 1937 z. B., als Hitlers begonnene Revisionspolitik ihn kurzfristig zu dessen Sympathisanten werden ließ, heißt es im Roman *Schicksalssymphonie:* „Man wird einen Frieden machen, der schlimmer ist als Krieg. Wir werden darunter durch müssen wie unter einem Joch.“[48] Auffällig ist auch eine Tendenzänderung in den Kriegsbüchern P. C. Ettighoffers, dessen erste Romane noch viel Kriegskritisches transportierten.[49] Später geht es zunehmend auch um verpasste militärische Chancen, im Nachvollzug der Idee, dass ein anderer Ausgang möglich gewesen wäre.[50] Parallel dazu nähert er sich dem nationalistischen Lager.

Dies gilt verstärkt für viele Schriftsteller im Saarland, das eine Besatzung und 15jährige Trennung von Deutschland zu verkraften hatte. Den darin enthaltenen Schock veranschaulicht z. B. Liesbet Dill in ihrem Blick auf die Okkupation Saarbrückens:

> Ein grauer Novembertag […] Morgen wird die Stadt von Franzosen besetzt, wie im Jahre 1870 kurze Zeit, wie früher so oft, als die Stadt bald in deutscher, bald in französischer Hand war. Die schönen neugebauten Kasernen, die Schlössern gleich auf die stattliche Stadt herabschauen, […] sind bereits leer … Leer die Ställe der Ulanenkaserne, der Dragoner, der Artillerie. Die Pferde werden zu Spottpreisen verschleudert wie die wertvollen Sättel. Das Silber, die Möbel der Offizierskasinos hat man bereits fortgebracht, alles mußte überstürzt geschehen, rasch, rasch, weil der Feind auf dem Fuße folgt. Die Züge sind überfüllt von Soldaten, die um jeden Preis diesen Boden verlassen wollen, auf dem man sie morgen internieren wird. Sie steigen zu den Fenstern hinein, auf die Dächer, sie klammern sich an die Trittbretter, nur um mitzukommen. Die schnaubenden Lokomotiven können die endlosen Züge kaum fortbewegen […]. Tausend Hände

46 Mungenast, Muzot (wie Anm. 41), S. 701f.

47 Exemplarisch die Bände: Hermann Stegemann: Der Kampf um den Rhein. Stuttgart/Berlin 1924, 638–646; Ders.: Das Trugbild von Versailles. Stuttgart/Berlin 1926 passim.

48 Hermann Stegemann: Schicksalssymphonie. Stuttgart/Berlin 1937, S. 79.

49 Er berichtet Desillusionierendes von der ‚Heimatfront‘, die durch Hunger und Mangel zermürbt wurde, darüber hinaus über die korruptive Ungleichbehandlung hinsichtlich der Rekrutierungen und kritisiert nicht zuletzt den gnadenlosen Massenverbrauch an Soldaten zugunsten zweifelhafter Resultate. Der heldische Einsatz für das Vaterland wird allerdings nicht in Frage gestellt. Auch finden sich zuweilen antifranzösische Ressentiments.

50 P. C. Ettighoffer: Eine Armee meutert. Gütersloh 1937, bes. S. 292f.; Ders.: Sturm 1918. Gütersloh [1941], S. 320f.

> winken den Zurückbleibenden aus den Fenstern einen letzten Gruß …Werden wir euch wieder sehen, ihr Tapferen? Umflorte Augen schauen ihnen lange nach … Wer könnte sich Saarbrücken denken ohne Soldaten […]. Grau und schwer wälzt sich die sonst so rasch dahineilende Saar unter den historischen Brücken durch, als sei sie geschwollen von Tränen.[51]

Das Trauma einer solchen Gebietsamputation begünstigte das Entstehen einer nationalen Gesinnungsgemeinschaft, der sich nur wenige regionale Autoren entzogen,[52] gipfelnd in manchen (literarischen) Aggressionen des Wahlkampfs zur Volksabstimmung 1935.[53] Viele verfingen sich dabei – ähnlich wie 1940 in Elsass und Lothringen – *nolens volens* in den Netzen nazistischer Agitation. Auch der Krieg und die Niederlage wurden in diesen (Um-)Deutungsprozess einbezogen, wonach man den Frieden quasi als Fortsetzung des Kriegs mit anderen Mitteln interpretierte. Dies geschieht exemplarisch in Johannes Kirschwengs preisgekrönter Propagandanovelle *Der Widerstand beginnt*, wo am Anfang der emotionsbehaftete Rückzug deutscher Truppen erfolgt, gemäß den Waffenstillstandsbedingungen von Compiègne:

> Er sah wieder die ganze unabsehbare Schar vor sich, die wie unter einer Wolke von Trauer und Gram dahergezogen kam aus dem Westen, von furchtbaren Schlachtfeldern, und der man ansah, daß sie sich lieber in noch furchtbarere Schlachtfelder aufgemacht hätte, als zu diesem Weg in die Heimat. Er sah vor sich dieses graue Heer von ernsten, fast düsteren Männern, die dem Tod entgangen waren und die darüber erbittert schienen, und er wurde zum hundertsten Mal von Wut und Scham erfaßt darüber, daß er nicht unter ihnen war. […]
> Es war nicht seine Schuld, daß sein lang erwarteter und lang verdienter Urlaub in diese Zeit der bitteren Entscheidung gefallen und daß dann der Rückweg zu seinem in Nordflandern liegenden Truppenteil abgeschnitten war. Es war wahrlich nicht seine Schuld, und er hatte in drei langen, gräßlichen Jahren gezeigt, daß er kein Fahnenflüchtiger war und kein Feigling, und daß er kein anderes Schicksal verlangte als das dieses tapferen, hungernden Heeres. Dennoch war ihm all die Tage, an denen die Regimenter der lothringischen Front vorüberkamen, als wenn er alles liegen lassen, in irgend eine der grauen Reihen springen

51 Liesbet Dill: Lothringische Grenzbilder. Leipzig o. J. [1919], S. 100f.

52 Zunächst gilt dies selbst bei Gustav Regler, der mit einem nationalistischen Schub auf die Franzosenherrschaft reagierte, bis er mit dem Kommunismus eine andere Deutung der Zeitereignisse gewann (vgl. Scholdt, Regler. Odysseus [wie Anm. 40], S. 391f.).

53 Vgl. Günter Scholdt: Die Saarabstimmung 1935 aus der Sicht von Schriftstellern und Publizisten. In: Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend XLV (1997), 170–200.

> und mitmarschieren müsse, marschieren, marschieren, marschieren, bis man wieder in irgend eine Front hineinkäme und in irgend einen Kampf.[54]

Dieses neue Kampfziel findet Kirschwengs Protagonist schon bald darin, nach der militärischen Niederlage nun die geistige abzuwenden. Gelte es jetzt doch, den französischen Begehrlichkeiten ausgesetzten Vorposten an der Saar zu halten:

> Er hörte die verklingenden Trompetensignale, hörte die sich entfernenden Marschschritte und spürte, wie so das große, auch noch in seiner dunkelsten Stunde gewaltige Deutschland von ihm fortmarschierte, und wußte, daß sie hier an der Saar jetzt ein Deutschland in der Verbannung sein würden, eine bedrohte Insel, die vom härtesten Gestein sein mußte, um nicht unterspült und in ihrem Grund zerfressen zu werden. Er hörte auch, wie französische Soldaten, die irgendwo noch ein Fäßchen ihres roten Weines geleert hatten, singend in ihre Quartiere zogen. Sie sangen Gassenhauer, aber sie sangen auch ein Kriegslied, das den Refrain hatte: „*On les aura,*“ – Wir werden sie schon kriegen –, und jetzt war es nicht mehr eine Bedrohung des feindlichen Heeres, das sich ja zurückzog, ohne daß sie ein Gewehr anzufeuern brauchten, sondern eine Bedrohung dieses totenstill ruhenden Dorfes und Landes, daß ihnen so wenig Herzlichkeit entgegengebracht hatte.
>
> *On les aura, on les aura*, wiederholte der junge deutsche Soldat am Fenster, und da lachte er zum ersten Mal wieder, wenn es auch ein zorniges und spöttisches Lachen war, und dann ging er schlafen, weil er am anderen Morgen da sein wollte und wach und lebendig, um für sein Teil dieses „*on les aura*“ zunichte zu machen.[55]

Für den Helden erfolgt daraus die Pflicht zur energischen Beteiligung an zahlreichen Formen zivilen Widerstands, um alles zu tun, was Deutschlands momentane Schwäche in künftige Stärke verwandeln könne. Solche Erzählmuster stehen im vielfachen Kontext anderer Aufrufe hiesiger Autoren.[56] Hier zeigen sich weitere Facetten einer „Kultur der Niederlage“, wie sie Wolfgang Schivelbusch in seiner typologischen Studie für den amerikanischen Süden, Frankreich nach 1871 und das Weimarer Deutschland herausgestellt hat.[57]

Zur gewünschten Regeneration gehört zudem die schonungslose Diagnose der Niederlage, die gemäß Kirschwengs Roman *Das wachsende Reich* auch in der unzulänglichen Volksgemeinschaft des Kaiserreichs begründet

54 Johannes Kirschweng. Gesammelte Werke. Bd. 11. Saarbrücken 1986, S. 8f.

55 Ebd., S. 19.

56 Vgl. Scholdt, Saarabstimmung 1935 (wie Anm. 53), S. 179. Die trutzige Abwehrhaltung gegenüber einer Fremdherrschaft gipfelt in Hanns Maria Lux' heimlicher Landeshymne *Deutsch ist die Saar*.

57 Wolfgang Schivelbusch: Die Kultur der Niederlage. Berlin 2001.

lag. So wurde z. B. dem Vater des Romanhelden trotz erwiesener Tüchtigkeit aus wilhelminischem Standesdünkel die Ernennung zum Offizier verweigert. Und bei Ettighoffer, Mungenast und anderen werden Soldaten aus Elsass-Lothringen in vielfältiger Weise durch eingeschränkte Beförderungen, Urlaubsgewährung oder Ostfront-Verlagerungen diskriminiert.[58] Der Heldentod des Vizefeldwebels Kientz in *Gespenster am Toten Mann* liest sich daher als flammender Protest gegen solche erfolgsschädigende Ungleichbehandlung. Es sind dies Mängelanalysen im Sinne des Soldatischen Nationalismus, gemäß Franz Schauweckers viel verbreiteter Losung: „Wir mussten den Krieg verlieren, um die Nation zu gewinnen."[59]

An einer solchen nationalhomogenen Gesellschaft zeigten sich zahlreiche Autoren im sogenannten Saarkampf interessiert. Als am 13. Januar 1935 dann die „Franzosen"- respektive Völkerbundsherrschaft plebiszitär beendet wurde, lag darin auch ein sozialpsychologisch nicht unwichtiges regionales Sedativ für die militärische Schlappe. Leider erlaubten die Umstände, wonach dieser Triumph nur im Teufelspakt mit Hitler zu haben war, es nicht, mit der unblutigen Revanche eine friedliche Ära im Nachbarschaftsverhältnis einzuleiten, wie dies 1955[60] unter vergleichbaren Bedingungen möglich wurde.

### *Eigeninteresse der Grenzbewohner*

In Kirschwengs Sinne hätte dies allerdings durchaus gelegen, denn mit der Rückgliederung der Saar an Deutschland entwickelte er sich zu einem leidenschaftlichen Befürworter einer Aussöhnung mit Frankreich. Sein 1936 erschienener Roman *Feldwache der Liebe* appelliert hierin durch seinen Helden Martin Gutland – *nomen est omen* – in zu Herzen gehenden Worten an die beiden Völker, es nicht noch einmal zum Waffengang kommen zu lassen. Höhepunkt der Handlung ist eine grotesk-symbolische Tat in einer schauerlich-nächtlichen Szenerie am mythenumkränzten „Tranchée des bajonettes" von Verdun. Dieser Graben war soeben von Martins französischem Widersacher als notwendiges Sinnbild französischer Wachsamkeit bezeichnet worden, als „Feldwache des Hasses":

58 Vgl. Mungenast, Muzot (wie Anm. 41), S. 698f.; Ettighoffer, Gespenster (wie Anm. 3), S. 93–96, 104–111.

59 Franz Schauwecker: Aufbruch der Nation. Berlin 1930, S. 403.

60 Vgl. Günter Scholdt: Saarländische Autoren zur Volksbefragung 1955. In: Grenzverschiebungen. Interdisziplinäre Beiträge zu einem zeitlosen Phänomen. Hrsg. von Wolfgang Brücher. St. Ingbert 2003, 261–305.

> Martin aber beschwor die Toten selber, zu sagen, daß sie das nicht seien: eine Schildwache ewigen Hasses oder doch ewiger Gegnerschaft: „Junge Brüder, die ihr für euer Land gestorben seid wie Millionen auch auf der anderen Seite, nicht wahr, es ist nicht euer Wille, jetzt noch Waffen solcher Art zu tragen. Ihr seid doch in das Reich eingegangen, dem die Liebe selber einzige und mächtige Waffe ist.“[61]

In jähem Impuls reißt er an den rostigen Bajonetten, um diese Symbole der Zwietracht zu entfernen. Er verletzt sich dabei und stirbt an den Folgen einer Blutvergiftung. Doch sein Tod löst auch menschliche Verhärtungen zwischen Deutschen und Franzosen. Und das Sterbebett sieht ihn mit allen Kontrahenten vereint, die nun von ihm die hohe Aufgabe der Völkerversöhnung übernehmen.

Abstrahieren wir einmal von Geschmacksfragen, so liegt hier ein bemerkenswertes Beispiel eines literarischen Einspruchs vor, gerade in dieser Region den Kreislauf des Schreckens nicht erneut in Gang zu setzen.[62] Und als dies 1939 in der Realität eben doch geschah, formulierte er, im Kostüm

61 Johannes Kirschweng: Gesammelte Werke. Bd. 5. Saarbrücken 1975, S. 415.

62 In der Diskussion hat Wolfgang Reif Vorwürfe gegen diese Art Verdun-Gedenktexte wiederholt, die bereits in einem früheren Aufsatz enthalten sind. [Wolfgang Reif: Kalter Zwei-Fronten-Krieg. Der Grenzlandroman konservativer und (prä-)faschistischer Autoren der Zwischenkriegszeit. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 24 (1994), Heft 95, 43–47.] Es handele sich bei Kirschweng, Dill, Höfler und anderen um einen hilflosen, konfusen und letztendlich gefährlichen Pazifismus, wobei ihnen günstigstenfalls die naive Rolle nützlicher Idioten im Rahmen von Hitlers Mitte der 30er Jahre praktizierter verlogener Friedensrhetorik zukomme. Wo dergleichen rigoros vertreten wird, scheint mir die Literaturbetrachtung allzu sehr tagespolitischen Opportunitätserwägungen unterworfen. Denn selbst wo einzelne Autoren phasenweise ins nationalsozialistische Fahrwasser gerieten, war die durch besondere Grenznähe und -erfahrung zusätzlich gespeiste Friedenssehnsucht der genannten Autoren zweifellos echt, und ihre eindringliche Warnung vor einem erneuten deutsch-französischen Waffengang bewahrt eine gewisse überzeitliche menschlich-literarische Qualität jenseits der Gefahr, punktuell politisch missbraucht zu werden. Und schon gar nicht dürfen wir uns diese Autoren automatisch als willfährige literarische Erfüllungsgehilfen politpropagandistischer Verschleierungstendenzen vorstellen, die sozusagen auf Goebbelssche Direktiven hin gehandelt hätten. Literarische und politische Diskurse verlaufen selbst bei grundsätzlicher Anpassung nicht immer deckungsgleich. Das gilt analog für *Das Huhn auf der Grenze*, ein deutsch-französisches Verständigungsdrama von Heinz Lorenz (vgl. Günter Scholdt: Ein Grenztheater in Saarbrücken. In: Studien zur Literatur, Sprache und Geschichte in Europa. Festschrift Wolfgang Haubrichs. Hrsg. von Albrecht Greule, Hans-Walter Herrmann, Klaus Ridder und Andreas Schorr. St. Ingbert 2008, 195–201).

eines historischen Romans, sein implizites Veto mit dem Satz: „Saarländer sind keine Eroberer“:

> Eroberer haben etwas von Meerfahrern an sich, und wir, wir sind so weit von allen Meeren entfernt, wir haben die Nied und die Blies und die Prims und haben schließlich auch die Saar und ein kleines bißchen auch noch die Mosel, aber das sind alles wirkliche Heimatflüsse und Flüßlein. Sie geleiten nirgends [...] in die weite gefährliche Welt. [...] wir sind keine Rasse von Eroberern. Wir sind eine Rasse von inbrünstigen Daheimbleibern.[63]

Der pazifistischen, sozialistischen, religiösen oder kämpferisch-nationalistischen Deutung des Krieges gesellte sich also als weitere noch eine regionalistische hinzu. Auch Morand Claden vertrat sie vehement in *Désiré Dannacker*. Der vieldiskutierte Roman, der auch Albert Schweitzer begeisterte, sieht die Grenzlande als bloßes Objekt vergewaltigender Großmachtansprüche, gegen die sich ihre Bewohner wehren müssten,[64] um nicht abermals wie im Ersten Weltkrieg zum „Kanonenfutter“ degradiert zu werden. Unmissverständlich weist er alle Gedanken an Wiedereroberung durch die Vertriebenen zurück. Die tiefsten Wünsche der Region zielten darauf, dass eine der Nationen endlich einmal auf Revanche verzichte, „damit der ewige Fluch aus unserem Lande kommt!“

> „Um den Franzosen einen Gefallen zu tun?“ entfuhr es der Deutschen.
> „Nein! Uns! Uns!!“ schrie Dannacker, und fuhr mit der flachen, schneidenden Hand von der Schulter bis zur Hüfte, als hiebe er mit einem Schlage einen unentwirrbaren Knoten durch.[65]

Auch von französischer Seite artikulierte sich ein regional betonter Pazifismus, so etwa in dem 1930 erschienenen Roman *Frontière* von Robert Lorette und Fernand Fizaine. Er handelt von einem jungen patriotischen Lothringer, der bei Kriegsausbruch zur französischen Armee flüchtet, alle Schrecken der Materialschlacht durchlebt, dekoriert und dennoch – wie Ettighoffers Zugführer Kientz – nicht ganz akzeptiert wird. Seinen Vater haben die Franzosen aus Château-Salins sogar als Geisel mitgenommen, und er selbst muss sich als „Boche“ anpöbeln lassen, bis er seinem Oberst ins Gesicht schreit:

63 Johannes Kirschweng: Der Neffe des Marschalls. In: Ders.: Gesammelte Werke. Bd. 6. Saarbrücken 1980, S. 190.

64 Claden/Reinacher/Wöhrle, Elsässer-Buch (wie Anm. 2), S. 37: „Wissen Sie“, säuselte Désiré […], „mir persönlich ist es ja gleichgültig, wer das Land regiert. Ich stehe stets auf der Seite der Regierten.“

65 Ebd., S. 40.

> Ich mach' nicht mehr mit, […] sperrt mich ein! Macht mit mir, was ihr wollt! Mit meinem Körper, denn nur mein Körper gehört euch! Meine Seele besitzt ihr nicht mehr! Ich Boche! Schön, ich bin Boche! Verurteilt mich als Boche! Meinetwegen zum Tode! Erschießt mich! Nur bindet mich dazu an einen Grenzpfahl, ich bitt' euch. Denn dieser Grenzpfahl ist das Symbol für uns Lothringer. Nur wir haben einen solchen Pfahl. Wenn wir dem einen unserer Herren entrinnen, packt uns der andere. […] Ich bin ein Boche für die Franzosen und ein dreckiger Franzos' für die Deutschen. Genug, genug! Ich hab' diese Uniform satt, hab' jede Uniform satt![66]

Gerade an der Grenze mahnte man also immer wieder, den Kriegsnutzen sorgsam zu erwägen[67] bzw. im regionalen Eigeninteresse künftig den internationalen Ausgleich zu suchen. „Solange wir denken können", formulierte Schickele 1928,

> […] haben sich an unserer Grenze der Deutsche und der Franzose gemessen, immer auf unsere Kosten. Wir mußten die Schiedsrichter abgeben, und wie wir auch „entschieden", immer bekamen wir Prügel. Zu Tausenden leben an unserer Grenze Menschen, die vor dem Krieg als Franzosenfreunde galten, und heute gelten sie mit ebensolcher Bestimmtheit als Deutschenfreunde. Des Rätsels Lösung wäre einfach genug: sie sind beides zugleich.[68]

Wer immer sich also angewöhnt hat, regional mit provinziell zu übersetzen, wird in diesem Raum nicht selten widerlegt. Denn das Eigeninteresse dieser politisch aufgeweckten Menschen in einem umkämpften Raum verschmolz relativ häufig mit dem politisch Wünschbaren im größtmöglichen Maßstab. Hier wuchsen nicht wenige Visionäre auf, die aus den kleinen Heimaten ins Umfassende vorstießen, als erste Befürworter einer europäischen Integration, die militärische Katastrophen für immer verbannen wollten. Sie waren es aus einer Erfahrung, die Otto Flake einmal ganz pragmatisch benannt hat: „Man wird nicht Europäer aus Wahl, man wird es aus Not".[69]

66 Deutsche Übersetzung zit. nach: Hermann Wendel: Schangel, Wackes, Boche. Grenzlandtragik und Grenzlandromane. In: Deutsche Republik V (1931), S. 440.

67 Es gibt sogar literarische Tendenzen, das Regionalinteresse sozusagen dem nationalen überzuordnen. Vgl. dazu Kirschweng, Der Neffe des Marschalls (wie Anm. 63), S. 243: „Töten und Sterben, das muß doch mit dem tiefsten Lebensgrund verbunden sein. […] Töten und Sterben, das könnte ich doch wohl nur für das kleine Dorf Beaumarais, in das ich nun bald zurückkehren will. Und für ein Dorf wird man nicht gleich töten und sterben müssen." Auch in Adrienne Thomas' *Die Katrin wird Soldat* gilt offenbar bald nurmehr die Verteidigung Lothringens als legitimes Kriegsziel [(wie Anm. 2), S. 501].

68 René Schickele. Werke in drei Bänden. Bd. 3. Köln/Berlin 1959, S. 1003.

69 Otto Flake: Abschied vom Elsaß (1919). In: Ders., Oberrhein (wie Anm. 29), S. 178.

# Döblins Gedächtnistexte
# Der Erste Weltkrieg im Spiegel seiner literarischen Produktion 1914/1915
# Mit einer Edition des ‚Bauernkriegroman'-Fragments

*Gabriele Sander*

„Daß ich nicht vergesse –." Mit dieser programmatischen Memoria-Formel beginnt die „Zueignung" zu Döblins Roman *Die drei Sprünge des Wang-lun*.[1] Die im folgenden Absatz vom schreibenden Ich vergegenwärtigten Straßengeräusche bewirken einen „Schlag" gegen seinen „knöchernen Federhalter", sie erscheinen als von außen kommende Störung der Reflexion über das, was das Gedächtnis des Textproduzenten bewahren soll. Der Wiederholung des elliptischen Imperativs folgt die Nachfrage: „Was denn?" Diese Frage wird aber nicht mit einem erinnernden Rückgriff auf persönlich Erlebtes beantwortet, sondern mit einer Retrospektive auf kollektive Erfahrungen im urbanen Raum, auf die dem technisch-industriellen „Fortschritt" geschuldeten Neuerungen der „letzten Jahre[]".[2] Nachdem das Ich die unter der Maske des Neuen verborgenen alten, immer gleichen Antriebskräfte des Menschen entdeckt hat, artikuliert es ein drittes und letztes Mal die beschwörende Mahnung des Nicht-Vergessens. Ergebnis des nochmaligen Innehaltens ist eine kühne These von der Relativität des Zeitbegriffs und der Nichtigkeit menschlicher Existenz aus naturhistorischer Perspektive: „Im Leben dieser Erde sind zweitausend Jahre ein Jahr."[3] So weitet sich am Ende der „Zueignung" der Horizont in einen schier grenzenlosen geographischen und zeitlichen Raum, in dem Gegenwart und Vergangenheit, Natur und Geschichte zusammenfließen. Was geschehen ist und geschieht, wann und wo auch immer, alles scheint dem Gedächtnis des Autor-Ichs überantwortet als zu Erinnerndes und vor dem Verlust zu Bewahrendes – im Medium der Schrift. Die an sich selbst adressierte insistierende Aufforderung zur Erinnerung an das Vergangene ist offenkundig nicht im individualpsychologischen Sinne gemeint, sondern richtet sich vielmehr an das kollektive Gedächtnis, aus dessen Wissensspeicher bzw. Archiv sich der Schreibende seinerseits

1 Alfred Döblin: Die drei Sprünge des Wang-lun. Hrsg. von Gabriele Sander und Andreas Solbach. Düsseldorf 2007, S. 7. – Die Formel eröffnet bereits in allen drei überlieferten handschriftlichen Fassungen die „Zueignung".

2 Ebd.

3 Ebd., S. 8.

bedient. Bevor sich der Erzähler dem Rebellenführer Wang-lun zuwendet und das Handlungsfeld blutiger revolutionärer Unruhen im chinesischen Kaiserreich des 18. Jahrhunderts eröffnet, verpflichtet er sich in der „Zueignung" ostentativ dem erinnerungshistorischen Auftrag des Tradierens von Geschichte(n), des Erzeugens von Gedächtnistexten[4] im Sinne von Beiträgen zur Erinnerungskultur.

„Daß ich nicht vergesse –." Der dreifache Appell an das Gedächtnis des Schriftstellers lässt sich demnach als poetologisches Postulat deuten, das Döblins Schreibimpuls bezeichnet und sein Erzählen bestimmt – weit über die Produktionsphase des *Wang-lun* hinaus. Laut Adalbert Wichert kann der Satz sogar als „Motto zu allen Geschichtsromanen Döblins" gelesen werden.[5] Der im Vorfeld des Ersten Weltkriegs geschriebene ‚chinesische' Roman, dessen Umbruchkorrekturen im Juli 1914 stattfanden, konnte kriegsbedingt erst im Frühjahr 1916 ausgeliefert werden. Dies führte dazu, dass das Werk ganz im Sinne seines Autors nicht nur als historisches Gleichnis rezipiert wurde, sondern vereinzelt sogar Parallelen zur politischen Gegenwart gezogen wurden.[6] So sah Karl Korn Döblins Thema wurzeln „im stärksten Interesse nicht nur der aktuellen Ereignisse, sondern der ganzen Geschichtsperiode, auf die wir uns für die nächste Zukunft werden einzustellen haben: in der Weltpolitik weitesten Ausmaßes."[7]

Das im *Wang-lun* erfolgreich praktizierte Modell parabolischen Erzählens mag nun auch erklären, warum Döblin in seinen fiktionalen Texten, die während des Ersten Weltkriegs entstanden sind, sich – von einzelnen Ausnahmen abgesehen – nicht unmittelbar mit der Kriegsrealität auseinandergesetzt hat, sondern nach dem Muster des *Wang-lun* historische Projektionsflächen wählte und in seiner Prosa überzeitliche Gedächtnisräume öffnete.

Mit einigem Erstaunen oder auch Befremden ist verschiedentlich bemerkt worden, dass aus dem unmittelbaren zeitlichen Umfeld des Kriegsausbruchs keine aussagekräftigen autobiographischen Textzeugnisse vorlie-

4 Der Terminus wird hier in Anlehnung an eine Studie von Astrid Erll benutzt: Gedächtnisromane. Literatur über den Ersten Weltkrieg als Medium englischer und deutscher Erinnerungskulturen in den 1920er Jahren. Trier 2003.

5 Adalbert Wichert: Alfred Döblins historisches Denken. Zur Poetik des modernen Geschichtsromans. Stuttgart 1977, S. 90. Döblins philosophische Schriften einbeziehend, behauptet Wichert, es gehe dem Autor um das Freilegen der „tiefer liegenden historischen Schichten im Menschen, seine Tradition, das tierisch Triebhafte, das pflanzlich Apathische, die mineralischen Substanzen" (ebd., S. 87).

6 Vgl. die Besprechungen von Kurt Glaser und Wolf von Dewall, abgedruckt bei Ingrid Schuster/Ingrid Bode (Hg.): Alfred Döblin im Spiegel der zeitgenössischen Kritik. Bern/München 1973, S. 17f. u. 20–23.

7 Ebd., S. 31.

gen; selbst Retrospektiven sind Mangelware. Das Fehlen zeitnaher Äußerungen zum Beginn des Ersten Weltkriegs veranlasste Erich Kleinschmidt zu der kritischen Bemerkung: „Die Schlüsselsituation der Epoche gerinnt für Döblin zur Leerstelle.“[8] Einen Einblick in seine Gemütslage im Sommer 1914 gewährt der Autor erst in dem Ende 1918 verfassten Essay *Die Vertreibung der Gespenster*. In diesem laut Selbsteinschätzung „sehr roten Erguß“[9] beschreibt er aus der Augenzeugenperspektive die revolutionären Unruhen im Elsass nach Kriegsende, wirft aber auch einen Blick zurück auf 1914:

> In den ersten Kriegswochen ging ich unruhig viel durch die Berliner Straßen, fand mich so wenig zurecht wie in diesen ersten Revolutionstagen. Glaubte nicht, daß wir überfallen seien, vielmehr, daß Deutschland eine ihm passende Gelegenheit zur endlichen Erledigung und zum Austrag der unerträglich gewordenen Streitigkeiten ergriffen habe. [...] Mich selbst, wie ich so herumwanderte und mir alles überlegte, ging diese Machtprobe der Staaten wenig an, irgendwie war sie mir gleichgültig, ja zuwider. Hoffnungslos erwog ich: wie lange dauert dieser Krieg noch, er war schließlich nur noch eine Angelegenheit der Zeitungen, die ungenießbar geworden waren. Der Krieg eine Privatsache des Heeres, eine Begebenheit in Flandern, Frankreich und Rußland! Er lief draußen ab, es war ein Unheil, wie ein nicht reparierbarer Wasserbruch, was mußte alles in diesen Teufelskessel, wir mußten alle hinein, kein Sinn, keine Rettung.[10]

8 Erich Kleinschmidt: „Die Zeit dringt verschieden tief in unsere Poren ein.“ Alfred Döblin als politischer Autor 1914. In: Internationales Alfred Döblin-Kolloquium Leipzig 1997. Hrsg. von Ira Lorf und Gabriele Sander. Bern [u. a.] 1999, 17–31, hier S. 19. Er bezieht sich in diesem Beitrag auch auf Fragmente einer grotesken, titellosen Erzählung aus dem Nachlass, die aufgrund verschiedener Indizien auf den August 1914 zu datieren ist und bei der „es sich um eine unmittelbare Reaktion Döblins auf den Kriegsausbruch handelt“. Kleinschmidt zufolge ist dieser „Sachverhalt [...] um so belangvoller, als sich die Bruchstücke zu einem ablehnenden Verwerfungsmodell gegenüber der Katastrophe zusammenfügen. [...] Döblin entlarvt in seinem grotesken, unausgearbeiteten Erzählmodell den Deutschen von 1914. Die szenischen Maskierungen dienen ihm dazu, gerade die martialischen und kleinbürgerlichen Verbrämungen des vorgeblich großen Ausbruchserlebnisses auf ihr eigentliches und klägliches Maß zu stutzen.“ (Ebd. 25f. u. 28).

9 Alfred Döblin: Briefe. Hrsg. von Heinz Graber. Olten/Freiburg i. Br. 1970, S. 105.

10 Ders.: Schriften zu Politik und Gesellschaft. Hrsg. von Heinz Graber. Olten/Freiburg i. Br. 1972, S. 73f. – Aufschlussreich ist ferner ein längerer, offenbar auf persönlichen Beobachtungen beruhender Rückblick auf den „Kriegsausbruch“ in dem Linke Poot-Artikel *Himmlisches und irdisches Theater* (Dezember 1919), abgedruckt in: Alfred Döblin: Der deutsche Maskenball von Linke

Blickt man nun auf die Texte, die in der ersten Kriegsphase entstanden sind, so ergibt sich zunächst ein diffuses, widersprüchliches Bild. Im Frühjahr/Sommer 1914 hatte Döblin – nachdem er in der ersten Jahreshälfte noch eine Serie von medizinischen Artikeln verfasst hatte – mit Vorarbeiten zu einem neuen Romanprojekt begonnen, dessen Ausführung vom Ausbruch des Ersten Weltkriegs überschattet wurde. Erstaunlicherweise betonte er in einem Brief an Martin Buber vom Dezember 1915 den kohärenten, scheinbar ohne größere Störungen verlaufenden Schreibprozess, aus dem heraus der Roman *Wadzeks Kampf mit der Dampfturbine* entstanden sei: „dies Buch ist von August bis Dezember 14 in einem Zug geschrieben". Wenn er gegenüber Buber aber behauptet, dass in diesem Roman mit einem „Donquixote" als Hauptfigur „[d]as liebevoll komische Grundgefühl der scheinbaren Tragik gegenüber" ein „Ventil" finde,[11] so lässt sich diese katalysatorische Funktion durchaus auf die Psychodynamik seines Autors beziehen, der kurz zuvor Herwarth Walden seine Ohnmachtsgefühle gegenüber dem Weltgeschehen gestanden hatte: „Ich bin offenbar zu klein für diese große Zeit [...]."[12]

Von Desorientierung und Ohnmacht angesichts undurchsichtiger globaler Umwälzungen handelt nun auch der *Wadzek*-Roman. Darin führt der von den Umbrüchen der modernen Industriegesellschaft zutiefst verunsicherte „Schwächling" Wadzek[13] einen aussichtslosen „Krieg" sowohl gegen seine übermächtige Geschäftskonkurrenz und das „Trustsystem"[14] wie auch gegen Frau und Tochter, die ihm höhnisch die Grenzen seiner patriarchalischen Herrschaftsansprüche aufzeigen. Durch ironische Zitate von Heldenmythen und vor allem durch eine buchstäblich kriegerisch aufgeheizte Metaphorik und Raumsemantik[15] spiegelt der Roman auf hintergründige Weise das Kon-

Poot. Wissen und Verändern. Hrsg. von Heinz Graber. Olten/Freiburg i. Br. 1972, S. 57f. – Eine sehr späte und kurze Reminiszenz findet sich dann noch in einer nach Ende des Zweiten Weltkriegs verfassten Passage der *Schicksalsreise*: „An dem heißen Augusttage 1914 stand ich hier [an der Schloßbrücke] eingekeilt in einer Menschenmenge vor dem Schloß, das jetzt [1947] in Schutt liegt. Die Menge sang ein Lied nach dem andern. Sie zogen dann die prangenden Linden herauf, im Delirium des Krieges." (Alfred Döblin: Schicksalsreise. Bericht und Bekenntnis. Hrsg. von Anthony W. Riley. Solothurn/Düsseldorf 1993, S. 342.)

11 Döblin, Briefe (wie Anm. 9), 80.

12 Ebd., S. 79.

13 Ebd., S. 80.

14 Alfred Döblin: Wadzeks Kampf mit der Dampfturbine. Hrsg. von Anthony W. Riley. Olten/Freiburg i. Br. 1982, S. 76 u. 172; vgl. auch S. 83, 90 u. 189f.

15 Vgl. etwa das 2. Kapitel mit der Überschrift: „Die Belagerung von Reinickendorf" (ebd., S. 81).